

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Mister Tagesschau

Was Heinrich Müller Religion und die Musik bedeuten

Alt-Abt Martin Werlen

Warum es zu spät ist für Pflästerli in der Kirche

Medien und Demokratie

Von der Unfreiheit eines freien Medienmarkts



Die Welt der Bilder
und der unsichtbare Gott

Liebe Leserin, lieber Leser,



Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Dieser Spruch trifft den Zeitgeist einer von *Facebook*, *Instagram* und Piktogrammen geprägten Lebenswelt mehr denn je. Jeder noch so belanglose Moment wird eingefangen und mit der Welt da draussen geteilt. Das gesprochene Wort hat an Macht und Einfluss eingebüsst und weicht einem Meer von farbigen Pixeln. Doch wie viele bunte Bilder verträgt die Kirche? Gilt wirklich nur noch das, was sichtbar und offensichtlich verständlich ist und ist das Nicht-Bildliche demnach inexistent? Lässt sich die Existenz des Göttlichen oder der Liebe nur mit Hilfe von Bildern, also mit symbolischen, ikonischen Darstellungen beweisen? Mit diesen Fragen setzt sich der Berner Pfarrer Philipp Koenig ab Seite 6 auseinander.

Die Buntheit der Gesellschaft von heute bringt viele Herausforderungen mit sich. Noch immer entscheiden Herkunft, sozioökonomischer Hintergrund und zunehmend wieder Religionszugehörigkeit über die Möglichkeiten der Teilhabe an einer Gesellschaft. Die Organisatoren der *Tour de Lorraine* stellen sich das anders vor. Deshalb lautete das Motto der internationalen Polit- und Kulturveranstaltung in Bern »Teilhabe für alle! Da, wo wir leben«. Mehr erfahren Sie auf Seite 10.

Dank der Macht des Fernsehbildes hat der langjährige Tagesschausprecher Heiri Müller Promistatus erlangt. Redaktionsteamkollege Darius Meier hat den Pfarrersohn, Musiker und Afrikaliebhaber zum Gespräch getroffen. Lesen Sie mehr im »Hand-und Herz«-Gespräch auf Seite 14.

Ursprünglich wollte er Kapuzinermönch werden, folgte dann aber seiner Berufung als Musiker und Komponist. Heute betreibt Franz Rechsteiner Theologie durch seine Musik und ist froh, dass er nicht als Pfarrer auf der Kanzel stehen muss. Er versteht seine anspruchsvollen Werke als eine Art Predigt. Thala Linder hat den aussergewöhnlichen Komponisten in seinem Reich besucht. Seite 57.

Erst tief ein und dann wieder erleichtert ausgeatmet haben auch wir vom *aufbruch*, als das Stimmvolk am 4. März »No Billag« klipp und klar den Bach runter schickte. Nein zu einer Verarmung des Schweizer Mediensystems und Ja zu einer vierten Gewalt, die für eine Demokratie unabdingbar ist. Wir können uns auch in Zukunft auf einen qualitativ hochstehenden, faktenbasierten Journalismus seitens der SRG verlassen. Doch wie sieht die Zukunft angesichts der eher düsteren Entwicklungen in der Printmedienlandschaft aus? Christian Urech wagt einen kritischen Blick in die Kristallkugel. Seite 58.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Stephanie Weiss

Stephanie Weiss
Redaktorin



Welt der Bilder, unsichtbarer Gott.
Heraldische Piktogramme sind im Digital-Zeitalter in drei Sekunden verständlich. Das ist gut für die PR, aber brandgefährlich für die Glaubwürdigkeit der Reformierten. **Seite 6**

Schweiz

- | | |
|--|-----------|
| Aufgefallen | 5 |
| Swisso Kalmo: Verbunden mit Somalia | |
| Das Wesentliche ist unsichtbar | 6 |
| Die Welt der Bilder und der unsichtbare Gott. Die Berner Reformierten servieren neuen Wein in alten Schläuchen | |
| Teilhabe für alle | 10 |
| Einblicke in das anregende Berner Politfestival | |
| Kommentar | 12 |
| Keine Aussteuerung ab 55 | |
| In Bewegung | 13 |
| Zürcher Katholiken wollen Frauendiakonat. Hans Küng zum 90. Geburtstag | |
| Hand-und-Herz-Gespräch | 14 |
| Heinrich Müller bedeuten die Bergpredigt und die Musik viel | |
| Pro und Contra | 16 |
| Können Kryptowährungen die Allmacht des Geldes überwinden? | |
| Porträt | 57 |
| Komponist Peter Rechsteiner orgelt quer | |
| Unabhängige Medien | 58 |
| Unschätzbar und unerlässlich für die Demokraite | |



FOTOS: DEBK GLASTUDIOS, SIR ROBIN PHOTOGRAPHIE, WOLFF SÜDBECK-BAUR, OPERATION LIBERO

Hand-und-Herz-Gespräch. Für Heinrich Müller, einst Mr. Tagesschau der SRG, ist die Bergpredigt von grosser Bedeutung. Dank seiner Musik erlebt der pensionierte Moderator eine neue Form der Gemeinschaft. **Seite 14**

Zu spät. Martin Werlen, Alt-Abt des Klosters Einsiedeln, plädiert mit seinem neuen Bestseller über die Kirche dafür, anzuerkennen, dass es für Pflästerli zu spät ist. Erst dann erwachsen neue Freiräume. **Seite 34**

Medien und Demokratie. Überlässt man sämtliche Medien dem freien Markt, werden sie nicht freier und unabhängiger. Ganz im Gegenteil. Die Attacke der SVP ist abgewendet – vorerst. **Seite 58**

Politik & Gesellschaft

- »Ich habe die Brille vergessen« 17
Die Leipzigerin Kerstin D. war Analphabetin. Dann stellte ihre Tochter ihr eine Frage
- Die unterschätzte Gefahr** 18
Wie stark ist die italienische Mafia in Deutschland? Eine Spurensuche
- »Ich habe die Regeln gebrochen« 20
Nyima Jadama aus Gambia ist eine Rebellen, die für Frauenrechte kämpft. Inzwischen lebt sie im Schwarzwald
- Die Vergessenen** 24
Es gibt sie noch, die Zivilgesellschaft in Syrien, die auf gewaltlosen Widerstand setzt. Auch in Ost-Ghouta
- Atomarer Brandherd** 25
Der Bürgerkrieg könnte sich zu einem grossen Krieg ausweiten. Anmerkungen des Völkerrechtlers Hinrich Bartels
- Sein und Haben** 26

Religion & Kirchen

- Hoffen über den Tod hinaus** 28
Ein Streifzug durch die Religionen
- Der Körper als Verheissung** 30
Der Theologe Helmut Jaschke über die christliche Auferstehungshoffnung
- Eine Arche in Essen** 33
Zu Besuch in der neuen Willkommens-Kommunität der Jesuiten für Flüchtlinge
- »Da hilft kein Pflästerchen« 34
Für Reformen ist es in der Kirche zu spät, sagt Martin Werlen, Alt-Abt des Klosters Einsiedeln. Sein Buch zum Thema ist in der Schweiz ein Bestseller
- Tawadros lächelt und schweigt** 36
Ägyptens Kopten suchen den Schutz des Machthabers Al-Sisi
- Heute noch von Sünde reden?** 38
Leserzuschriften zu den Beiträgen von Klaas Huizing und Notger Slenczka. Streitfragen zur Zukunft
- Glauben und Streiten** 40

Leben & Kultur

- Das versöhnte Leben** 43
Der Weg zur Vergebung ist schmerzvoll, doch er führt in eine wunderbare Freiheit
- Der Glaube als Ressource** 45
- Autos in der Stadt** 46
Der Stadtplaner Jan Gehl über die Frage, wie Städte lebenswerter werden können
- Anders leben** 48
Johanna Westerbeek hat fünf behinderte Pflegekinder
- Vorgespräch** 50
Fragen an Sabine Baumann zum Frankfurter Lesefest
- Immer**
- Betrachtung** 4
- Personen und Konflikte** 12
- In Bewegung** 13
- Gastkolumne** 13
- Bücher** 54
- Kaleidoskop der Religionen** 60
- Agenda** 61
- Briefe** 62
- Impressum** 63
- Vorsicht Satire** 64



FOTO: MARIANNE VOGEL KOPP

Schöpfungsfeuerwerk

Reiseinspiration gefällig? Es lockt Europas letztes grosses Geheimnis mit faszinierendem Naturschauspiel: Island. Wo sonst finden sich so gewaltige Gegensätze wie auf der Insel aus Feuer und Eis? Wo ist die Flora noch voller Überraschungen und tummeln sich Trolle und Elfen so nah? Wer in den Bann gezogen werden will vom Erleben echter Wildnis, von atemberaubenden Wasserfällen, von spektakulär gefärbten Lavafeldern, der suche die magischen Landschaften Islands auf. Hier ist die Erdkruste dünn und lässt die Kräfte aus der Tiefe ein permanentes Schöpfungsfeuerwerk inszenieren.

Einziger Wermutstropfen: Die wild-scurrile Insel ist kein Geheimtipp mehr. Seit der Finanzkrise 2008 ist die Zahl der Besucher*innen explodiert. Die Einheimischen beanstanden die Touristenströme, die Toleranzgrenze sei erreicht: Durch die kaum mehr zu bewältigende Zahl der Besucher würden ausgerechnet jene Naturressourcen beschädigt, die den Reiz und den Zauber der Insel ausmachen.

Naturliebhaber aufgehorcht! Es gibt auch noch andere Eldorados für Freunde von Wild- und Erhabenheit, die frei durchatmen lassen und die Augen zum Leuchten bringen. Etwa das Lauterbrunnental, das mit 72 Wasserfällen lockt, deren höchster, der Mürrenbachfall (Bild), mit seinen 417 Meter gar der höchste der Schweiz ist.

Verbunden mit Somalia

Tatkünftig trotz des privaten Hilfswerks Swisso Kalmo den unwirtlichen Verhältnissen in Somalia. Eine Hebammenschule öffnete kürzlich erst ihre Tore



Hebammenschule in Dhusamareb. Weil qualifiziert ausgebildete Hebammen, Krankenschwestern und Ärzte in Somalia fehlen, hat Swisso Kalmo 2017 eine Schule mit 30 Ausbildungsplätzen eingerichtet. Insgesamt beschäftigt Swisso Kalmo rund 30 Menschen in Somalia

Wer Somalia hört, denkt an Dürre, Hunger, Krieg, Terror und Tod. Auch wenn sich seit 2017 mit Mohamed Abdullahi Fomagio als neuem Präsidenten Somalias die Lage »merkbar« gelindert habe, wie *Swisso-Kalmo*-Co-Präsident Bashir Gobdon vorsichtig optimistisch sagt, mangelt es nach 26 Jahren Bürgerkrieg an allen Ecken und Enden. So auch im Gesundheitssektor.

In den Fussstapfen der Zürcher Krankenschwestern Magda Nur-Frei und der 2002 im somalischen Merka ermordeten Vre Karrer engagiert sich der Förderverein *Swisso Kalmo* – Kalmo bedeutet Hilfe und Verbundenheit – im Gesundheitsbereich. Dank der guten Kontakte nach Somalia und den kompetenten Fachkräften vor Ort hat der rund 400 Mitglieder starke Verein sehr Beachtliches auf die Beine gestellt.

So unterhält *Swisso Kalmo* in Merka, einer Stadt mit 80 000 Einwohnern, seit 1992 ein von Magda und Scecdon Nur-Frei initiiertes Ambulatorium, das der Verein ohne Unterbruch auch während des Bürgerkriegs in Somalia trotz des zwischenzeitlichen Regimes der Al Shabab-Islamisten geöffnet halten konnte. Die lokalen *Swisso Kalmo*-Mitarbeiter hätten sich damals arrangieren müssen, so gut es eben ging, berichtet Heinrich Frei, der für die Informationsarbeit zuständig ist. In diesem Ambulatorium arbeiten laut Frei »somalische Fachkräfte, ein Arzt, drei Hebammen, neun Krankenschwestern, zwei Laboranten, zwei administrative Mitarbeiter sowie weiteres Hilfspersonal.« Bis heute bekämen die

Patienten im Kampf gegen Malaria und Tuberkulose nicht nur überlebenswichtige Medikamente, sondern auch gesunde Mahlzeiten, ohne die die Medikamente nicht die gewünschte Wirkung hätten, ergänzt Co-Präsidentin Jenny Heeb.

Ideell getragen werde der Förderverein durch die humanitäre Motivation der Mitglieder. »In den Statuten«, erklärt Vorstand Heinrich Frei, »ist die religiöse Neutralität verankert«. Grundgedanke von *Swisso Kalmo* sei es, »Menschen zu unterstützen, die in der somalischen Heimat Not leiden«, unterstreicht Co-Präsident Bashir Gobdon. Der Somalier lebt seit 1988 in Zürich, zuerst als Flüchtling, heute als interkultureller Übersetzer.

Ein grosses Glück sei es gewesen, so Jenny Heeb, dass Magda und Scecdon Nur-Frei nach dem gewaltsamen Tod von Vre Karrer den aus England zurückgekehrten Arzt Abdi Hersi in Somalia kennenlernten. Der Somalier, den *Swisso Kalmo* mit der Weiterführung der Projekte betraute, sei nicht nur ein engagierter Mediziner, sondern kenne auch die Klaviatur der Entwicklungszusammenarbeit bestens – entsprechende Kontakte zu internationalen Organisationen wie der Weltgesundheitsorganisation WHO und dem UN-Kinderhilfswerk UNICEF inklusive.

» Ohne Spenden wäre Somalia schon lange tot

Bashir Gobdon

Als Hersi letztes Jahr mit dem Projekt einer Schule für angehende Krankenschwestern und Hebammen die nötigen Finanzmittel anfragte, machte sich Agnes Kiener, Vizepräsidentin von *Swisso Kalmo*, auf die Suche nach Geldgebern und Grossspendern. Die promovierte Ökonomin fand mit der Stiftung der *Bank Julius Bär* einen Sponsor, der mit einem namhaften fünfstelligen Betrag einstieg, so dass der Eröffnung der Hebammenschule in Dhusamareb letzten September nichts mehr im Wege stand. Inzwischen werden an dieser Hebammenschule, die an das Spital der Region Galgaduud angekoppelt ist, 30 Schülerinnen und Schüler ausgebildet (Bild). Dabei arbeitet *Swisso Kalmo* in der Person von Abdi Hersi mit dem somalischen Gesundheitsministerium zusammen.

Neben Grossspendern finanziert sich *Swisso Kalmo* durch Mitgliederbeiträge und durch projektbezogene UN-Gelder. Die Hilfsorganisation setzte laut Finanzvorstand Agnes Kiener 2016 rund vier Millionen Franken um. »Ohne Spenden wäre Somalia schon lange tot«, sagt Co-Präsident Bashir Gobdon. Und Heinrich Frei betont: »Auch kleine Beiträge bewirken in einem so armen Land wie Somalia viel!«

Wolf Südbeck-Baur

Mehr zum Thema: www.swisso-kalmo.ch

Inserat

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Einladung zur Generalversammlung

Freitag, 18. Mai, 19:30 Uhr,
Zürich, Centrum 66
(Hirschengraben 66)

Traktanden:

1. Protokoll der GV vom 4.5.2017
2. Wahl der Stimmzähler
3. Jahresbericht 2017
4. Jahresrechnung 2017
5. Décharge des Vorstands
6. Budget 2018
7. Wahlen
8. Varia

Die Welt der Bilder und der unsichtbare Gott

Kirchgemeinden wollen nicht wie Aschenputtel übersehen werden, sondern sichtbar wirken und strahlen wie eine Prinzessin. Das ist gut für die Public Relation, aber brandgefährlich für die Glaubwürdigkeit der Kirchen. Der Berner Pfarrer Philipp Koenig wirbt für eine österliche Theologie und reformierte Kirchgemeinden, die Nähe zum Menschen verkörpern

Von Philipp Koenig

Gibt es Liebe ohne Fotobeweis? Eine Frage, die sich junge Leute im Zeitalter der Smartphones nicht mehr stellen. Für sie gilt: Ein Bild sagt mehr als tausend Liebesschwüre. Während gesprochene Worte im Wind verwehen, bleiben Bilder gespeichert auf den Servern von *Google*, *Apple* oder *Facebook* in Alaska oder Kalifornien, auf ewig.

Die ikonische Wende löste im 19. Jahrhundert das Zeitalter des Hörens ab, die Zeit der Klänge, Stimmen und Worte, die Zeit, in der Worte Macht verkörperten, Kompetenz ausstrahlten und die Welt schlüssig deuten wollten. Die Zeit, in der philosophisch und naturwissenschaftlich um Worte gerungen wurde, um eine Entdeckung oder Eroberung nachvollziehbar zu beschreiben. Mittlerweile leben wir längst in einer Welt der Bilder. Soll diese Wende hin zu den Bildern ikonische oder visuelle Wende genannt werden? Oder handelt es sich um einen »media turn«, einen »screen turn« oder um eine neue Drehung hin zu einem »pictogramm turn«?

Drei Sekunden für ein Wappen

Ich behaupte, wir erleben gegenwärtig eine »heraldische« Wende, welche die ikonische Phase ablöst. Wappenschilder, Piktogramme und Logos sind eindimensionale Bilder, die Aufmerksamkeit erregen wollen und sofort verstanden werden. Sie sind blosse Zeichen, farbige Pixel, die auf einer Oberfläche surfen, Boten einer »heraldischen Wende« – angelehnt an »Heraldik«, der Kunst des Wappenverfertigen und Wappenlesens. Die ikonische Phase dagegen gründete sich auf vielschichtigen Bildern, die immer wieder betrachtet werden wollen, weil sie immer neue Lesarten offenbaren. Ikonische Bilder sind Symbole, die deutungsoffen sind und gleichzeitig vielfach verwoben mit Geschichte und Geschichten der Gesellschaft. Sie sind deshalb vielschichtig. Während heraldische Bilder nach drei Sekunden abschliessend gelesen sind, bergen ikonische Bilder auch nach drei Stunden des Betrachtens noch Geheimnisse und ermöglichen Fragen, die neue Fragen ermöglichen.

Die Herolde dieser heraldischen Wende sind PR-Berater*innen, Kommunikationsfachleute, Webdesigner*innen und andere Zunftangehörige der Medienbla-



Weit mehr als ein Piktogramm: Das 2007 von Gerhard Richter neu gestaltete Fenster im Kölner Dom, hergestellt von den Derix Glasstudios in Taunusstein

se, die ihre Welt der eingängigen Bilder mit der Wirklichkeit verwechseln. Die katholische Theologin Irene Neubauer fordert deshalb einen neuen Bildersturm: Die virtuelle Wirklichkeit dürfe nicht für die reale Wirklichkeit ausgegeben werden, und das reale Leben müsse »mit all seinen Beulen und Kanten gegen die stromlinienförmig geschönte virtuelle Realität« verteidigt werden. Mit anderen Worten: Die Sichtbarkeit, Lesbarkeit und schnelle Verständlichkeit sind Fallen des 21. Jahrhunderts.

In der Bilderfalle

Kaum haben wir uns im Pluralismus zurecht geruckelt, drohen wir in die Bilderfalle zu geraten – gemeint sind hier die sofort verständlichen »heraldischen« Bilder, einfach, klar und wirksam. Wenn die Wirklichkeit der (heraldischen) Bilder mit der Wirklichkeit verwechselt wird; wenn die Bilder die Illusion erzeugen, wir könnten uns verständigen; wenn die sichtbaren Bilder die unsichtbare Wirklichkeit mitmeinen und aufsaugen, dann stecken wir in der Bilderfalle. Was bleibt, ist ein flacher Bildschirm.

Meine These lautet daher: Im Zeitalter der heraldischen Bilder gilt nur als wirklich, was sichtbar, wirksam und verständlich ist, alles andere gilt als inexistent oder muss sich um seine Sichtbarkeit bemühen. Jede Botschaft, so die Annahme der Heraldiker*innen, liesse sich einfach und nachvollziehbar darstellen. Tue Gutes und schiess ein Bild davon, lautet ihr Rat. Aufmerksamkeit sei das wertvollste Gut. Investiere in die Kommunikation! Setze Ockhams Rasiermesser an und kappe alle überflüssigen Argumente. Setze auf das stärkste Argument und rede allein darüber. Sichtbar, wirksam, verständlich, das ist das rationale Mantra der Heraldiker*innen.

Der Sog der heraldischen Bilder ist seit den 1950er-Jahren stets stärker geworden – und selbstverständlicher. Kaum können wir uns noch eine Welt vorstellen, die ohne trübe Slogans und farbige Logos um unsere Aufmerksamkeit wirbt. Diese Bilder durchdringen jeden Kaufakt, jede Verkaufsabsicht, jede Geschäftsgründung und jede Vereinsversammlung. Die sogenannte Öffentlichkeitsarbeit beansprucht zehn Prozent jedes Budgets, mindestens – der biblische Zehnten lässt grüssen. Die Heraldik ist zu einer religionsähnlichen Tradition geworden mit Erfahrungen, Mythen, Riten und eigenem Ethos.

Ältere religiöse Traditionen dagegen wie das Judentum, das Christentum, der Islam, die Religion der Sikhs oder die Weisheit der Bahai setzen auf unsichtbare Götter, die in der Welt und zwischen den Menschen wirken. In diesen spirituellen Traditionen zeigt sich eine unsichtbare Kraft, die in Menschen und ihrem Wirken sichtbar wird. Eine grösstmögliche Nähe zu den Bedürfnissen der Menschen ist deshalb entscheidend für die Wirksamkeit, Flexibilität und Glaubwürdigkeit dieser spirituellen Traditionen. Die tiefen Bedürfnisse der Menschen sind unsichtbar, unendlich vielfältig und nehmen an Komplexität zu. Je mehr Menschen es gibt, je individueller sie leben dürfen, je mehr Kulturen sich



Kontrapunkt. Die farbenprächtige Vielfalt des Fensters im Kölner Dom ist ein Kontrapunkt zur vordergründigen Verständlichkeit der Bilder aus der virtuellen Wirklichkeit

mischen, desto mehr Optionen und Zufälle entstehen. Das »Zeitalter der Kontingenz« ist pluralistischer als jedes Zeitalter zuvor. Die Nähe zu den Menschen und ihrer Vielfalt entspricht dem Pluralismus viel eher als eindimensionale Heraldik.

Drei Erlöser

In dieser unübersichtlichen Welt treten drei Erlösergruppen auf mit dem Anspruch, den unsichtbaren Gott zu ersetzen, der diese ärgerliche Unklarheit ermöglicht:

- **Organisation:** Die einen versprechen Erlösung durch bessere Organisation: Wenn die Prozesse optimiert und beschrieben sind, wenn die Organigramme definiert und die Pflichtenhefte implementiert sind, wenn die Entscheidungswege einfach und die Kompetenzen klar sind, wenn die Menschen die Bedürfnisse der Organisation verstanden haben und erfüllen, dann wird alles gut.
- **Technik:** Andere versprechen Erlösung durch Technik: Wenn die Probleme analysiert, die Prozesse mathematisiert, die Algorithmen definiert, die technischen Lösungen montiert, die neuen Systeme implantiert und alle Mitarbeitenden instruiert sind, dann wird alles gut.
- **Heraldik:** Eine dritte Gruppe verspricht Erlösung durch Heraldik, durch einfache, sofort verständliche Bilder, die sichtbar machen, was kompliziert ist, personalisieren, was pluralistisch und aktualisieren, was in der Tiefe der Geschichte oder in der Breite einer Gesellschaft entstanden ist.

Das leere »R« der Reformierten

Als Beispiel dafür, wie Verantwortliche der grossen spirituellen Traditionen in die Bilderfalle tappen, genügt



das sogenannte Reformationsjubiläum meiner eigenen spirituellen Tradition, den christlichen Kirchen reformierter Prägung.

Eine der bilderkritischsten Traditionen innerhalb des Religions-Regenbogens feiert 500 Jahre nach dem Bildersturm sich selbst – Tue Gutes! Rede darüber! –, seine sichtbaren Erfolge – Bildung! Institutionskritik! Individualismus! – und seine Wirkung – Demokratie! Men-

schenrechte! Sozialstaat! – durch Events auf öffentlichen Plätzen und Bahnhöfen, mit Bundesräten und Bischöfen, mit Kaffeetassen und Schokoladetafeln, mit Mittelalterfesten und einem Logo, das – einfacher geht's nicht – aus einem leeren »R« besteht, das von den Kantonalkirchen mit ihrem eigenen Logos gefüllt werden konnte.

Websites, Flyer, Interviews, Reportagen in kirchlichen und – das höchste der Gefühle für Heraldiker*innen aller Länder – in den säkularen Medien vervollständigen das Bild; endlich spricht »man«, in diesem Fall: die Medienblase, über die spröden Reformierten. All dies wird eifrig verlinkt und stolz präsentiert. Aufatmend stellen reformierte Kirchenleitungen fest: Es gibt uns noch, weil wir sichtbar sind. Unsere Wirksamkeit ist evident, unsere Relevanz wird verstanden, unsere Existenz ist gerechtfertigt.

Tanzboden für die Freiheit

Doch wird hier nicht eine Fassade für ein Dorf gehalten? Ein Goldenes Kalb umtanzt an Stelle des unsichtbaren Gottes? In vielen spirituellen Traditionen, ausgeprägt in den jüdisch-christlich-islamischen, steht am Anfang nicht der sichtbare Ausdruck, sondern der unsichtbare Eindruck. Die Gottheit löst gerade kein Bild, sondern einen Klang aus; ein Wehen (Genesis 1), ein Säuseln (1

Neue Schläuche für alten Wein

In der Öffentlichkeit sichtbar sein und relevant für das gesellschaftliche Leben. Das wollen die Stadtberner Reformierten

Die Antwort muss man zuerst einmal verdauen: »Der von 2010 bis 2016 geführte Strukturdialog hat hinsichtlich Neuorganisation in Richtung Fusion ein Nullergebnis erbracht.« Der dies sagt, ist Hans von Rütte, Vorsitzender des Steuerungsgremiums, das seit 2017 von den 12 Kirchgemeinden beauftragt ist, einen Vorschlag für die Fusion zu einer einzigen Kirchgemeinden auszuarbeiten. »Eine grosse Ratlosigkeit herrschte«, sagt Hans von Rütte und: »Der Dialog war breit angelegt. Das war gut gemeint und hat viel grundsätzliche Diskussionen gebracht, aber es war zu wenig auf eine Verfassungsänderung angelegt gewesen.«

Von Rüttes Steuerungsgremium arbeitet dennoch nicht im luftleeren Raum. Der Leitsatz »Die reformierte Kirche in der Stadt Bern, welche Gestalt sie auch immer künftig haben wird, ist eine sichtbare Kirche« hat bereits Konturen bekommen. »Ein Zusammenschluss aller elf Kirchgemeinden (plus französischsprachige Paroisse) soll für klare Strukturen sorgen. Hans von Rütte: »Mit der Ausarbeitung eines

Organisationsreglements und eines Fusionsvertrags sind wir daran, ein Fundament zu legen, auf dem das reformierte kirchliche Leben der Stadt Bern als Ganzes aufgebaut werden kann.«

So sollen die elf kleinen Quartierkirchgemeinden zu fünf grösseren Kirchenkreisen zusammengeführt werden, die geografisch in etwa den fünf Stadtteilen entsprechen. »Damit wollen wir erreichen, dass sich die Mitglieder auch kirchlich mit ihrem Lebensraum, dem Quartier, identifizieren können, weil beide deckungsgleich sind.« Einen Spezialfall wird es auch mit der Reform noch geben: das Berner Münster. »Das Münster ist gross, die Gemeinde klein und alleine zu finanzschwach, als dass sie die grösste Kirche aus eigenen Mitteln je hätte stemmen können. Sie war stets auf finanzielle Hilfe der anderen angewiesen.« In Zukunft könnte das Münster als Predigtort ohne Quartierseelsorge, dafür mit gesamtstädtischer Ausstrahlung dienen, erklärt von Rütte.

Genau genommen gibt es bereits heute eine »Gesamtkirchgemeinde Bern«. Sie ist

indes lediglich eine Körperschaft, die für Immobilien – sie ist heute Eigentümerin aller kirchlichen Liegenschaften–, Personal, Infrastruktur und Finanzverwaltung zuständig ist. Im Zuge der Fusion soll dieses »Konstrukt« aufgelöst werden, sagt Hans von Rütte. »Wir sehen einen Kirchgemeinderat vor, der die Geschäfte in Ressorts führt und Ansprechpartner für die politische Gemeinde, für die Landeskirche, für andere Kirchgemeinden und andere religiöse Gemeinschaften ist.« Und dann fügt er noch bei: »Wenn es nach mir ginge: ein möglichst schlankes Gremium, das effizient arbeiten kann und zu dem nicht zuletzt alle Mitarbeitenden möglichst einfachen, direkten Zugang haben – etwas, das bisher gefehlt hat.«

Das Ganze auf einen Nenner gebracht: Die Berner Reformierten streben eine bessere Sichtbarkeit ihrer Kirche und eine höhere Identifizierung mit ihr an, indem sie zuerst neue Strukturen schaffen und nicht neue Inhalte in bestehende Formen gießen. Oder anders gesagt: Neue Schläuche für alten Wein.

Franz Osswald

Könige 19), einen Ruf (Markus 1), ein Brausen (Apostelgeschichte 2), eine Stimme, die für Gabriel den Koran rezitiert, einen Sound, der jedem Muslim, jeder Muslima die Nähe und Schönheit Gottes in Körper und Gedächtnis ruft. Diese Gottheit kritisiert Bilder nicht nur, sie verbietet sie, weil Bilder eine totalitäre Eindeutigkeit suggerieren. Diese unsichtbare Gottheit will die Illusion von Verfügbarkeit verhindern. Sie schützt ihre Unverfügbarkeit – und damit die Unverfügbarkeit ihrer Schöpfung. Der unsichtbare Gott ermöglicht damit eine vielfältige Welt, einen Tanzboden für die Freiheit.

Zwar wird er in zahllosen Avataren sichtbar, in Shiva, in Krishna, in Ganesha, in Buddha, in Christus, in Bahaullah und ja nach Religion in vielen weiteren Verkörperungen. Aber nur, um im entscheidenden Moment – wenn wir »es« zu fassen glauben – wieder in die Unsichtbarkeit einzutauchen, wie in der biblischen Erzählung von Kleopas, der deprimiert mit einem Freund von Jerusalem nach Emmaus schlurft. Ein Fremder gesellt sich zu ihnen und fragt, weshalb sie so traurig seien. Sie entlasten ihre Seelen und bitten den einfühlsamen Fremden, noch mit ihnen zu essen. Erst als der Fremde das Brot bricht, so wie beim Passah-Essen in Jerusalem ein paar Tage zuvor, fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen.

Da geschehen zwei Dinge zugleich, erzählt der Evangelist Lukas in seiner kunstvoll geschichteten Erzählung (Lukas 24), und diese Gleichzeitigkeit kennzeichnet den unsichtbaren Gott: Kleopas und sein Freund erkennen den Fremden – das ist ja Jesus, ihr Freund, mit dem sie umhergezogen sind, mit dem sie diskutiert und gegessen haben, der drei Tage zuvor in Jerusalem ermordet worden war – und gleichzeitig mit dem Erkennen des Fremden wird Jesus »unsichtbar«. Jesus, Avatar des unsichtbaren Gottes, »verschwand« nicht, wie die Lutherbibel, die Gute Nachricht und die Bibel in gerechter Sprache falsch übertragen. Im Gegenteil: Er ist weiterhin gegenwärtig, aber in einer anderen Dimension als der räumlich-zeitlichen, nicht materiell, nicht sichtbar, aber präsent.

Wo taucht die unsichtbare Gottheit wieder auf? Wo wird sie sichtbar, greifbar, begreifbar? Die jüdisch-christliche Tradition hat darauf eine anthropozentrische Antwort: Im Bild Gottes, im Menschen, in jedem Menschen; besonders im kranken, einsamen, schwachen Menschen wird der unsichtbare Gott sichtbar; in den unsichtbar gemachten Menschen zeigt sich Gott. Diese lebendigen Bilder müssen genügen.



Philipp Koenig ist Pfarrer in der reformierten Kirchgemeinde Bern-Bümpliz und Seelsorger für Asylsuchende im Empfangs- und Verfahrenszentrum Bern. Bis 2006 gehörte der 52-Jährige zum *aufbruch*-Redaktionsteam

» In vielen spirituellen Traditionen steht am Anfang nicht der sichtbare Ausdruck, sondern der unsichtbare Eindruck. Die Gottheit löst kein Bild aus, sondern einen Klang, ein Säuseln, ein Brausen

Philipp Koenig

Erweise statt Beweise

Wie sollen sich aber spirituelle Traditionen, die auf vielfältige Weise von der Unsichtbarkeit Gottes erzählen, in einer Welt der Bilder bewegen? Drei Spuren zum Schluss:

- (1) **Freiräume:** Spirituelle Traditionen können für Freiräume kämpfen zu Gunsten der bildlosen Götter. Bildlose Zeiten einhalten, bildlose Räume einrichten; die selber natürlich auch Bilder sind, aber andere. Sie können ikonische Bilder ermöglichen, Bilder, die mehrschichtig, vieldeutig und pluralismusfähig sind.
- (2) **Menschen:** Wer der Welt der Bilder etwas entgegenhalten will, kann Menschen als Bilder des unsichtbaren, unverfügbaren Gottes sehen. Ihnen begegnen, ihre Nähe suchen, ihre Nöte und Freuden ernst nehmen. Das wäre eine glaubwürdige Spiritualität, nicht geschönte Bilder von Starken, Guten und Fitten. Im Gegenteil: Hässliche, bösertige, unverständliche, müde, ungeduldige, verlorene Menschen sind die auffindbaren Gesichter des unsichtbaren Gottes.
- (3) **Orte:** Die Kommunikation der spirituellen Botschaft geschieht über Menschen vor Ort, die diese Botschaft überzeugend verkörpern. Kirchgemeinderät*innen, Priester*innen, Gläubige und Zweifelnde, die sich in ihrem Dorf, ihrem Quartier aus- und einsetzen. Sie sind glaubwürdige Gesichter. Nicht die fernen Synodalratspräsident*innen, Bischöfe oder Zentralsekretäre, schon gar nicht ihre Mediensprecher*innen oder PR-Organen.

Gibt es Liebe ohne Fotobeweis, habe ich eingangs gefragt. In einer Welt der Bilder scheint es nichts zu geben ohne Bild. In einer illusionskritischen oder bilderasketischen Welt dagegen beweist ein Bild gar nichts: Weder die Existenz eines Gottes noch die Liebe, nicht einmal die Wahrheit des Bildes selbst ist beweisbar – es könnte ja gestellt, gefälscht oder bearbeitet sein. Beweisbar ist in einer illusionssensiblen Welt nichts.

Es geht überhaupt nicht um Beweise. Eher um Erweise. Der unsichtbare Gott erweist sich als wirklich, wenn Menschen füreinander glaubwürdig sind und nahbar. Auf diese Weise können sich Vielfalt und Freiheit entfalten. ◆

Da wo wir leben

Der Berner Kongress »Teilhabe für alle!« beleuchtete das Zusammenleben unserer Gesellschaft und seine Bruchstellen. Neu am Politfestival: Mit dem Netzwerk Migrationscharta.ch mischen sich die Kirchen aktiv ein



Angeregt und intensiv debattieren Teilnehmer am Berner Kongress »Teilhabe für alle! Da, wo wir leben«, hier im Kulturzentrum Progr

Von Christina Burghagen

Wer darf eine Stadt mitgestalten? »Nicht Herkunft und ökonomische Voraussetzungen entscheiden, sondern der Lebensmittelpunkt und die gemeinsame Zukunft.« Die Organisatoren der Tour de Lorraine beziehen klar Position: »Teilhabe für alle! Da, wo wir leben« lautet das Motto der Polit- und Kulturveranstaltung in der rotgrün regierten Bundesstadt, die wie jedes Jahr Hirn und Tanzbein in Schwingung versetzt. Wie üblich an solchen Festivals biegen sich die langen Tische unter Infomaterial, hinter denen Mitarbeitende mit wachem Blick bei allfälligen Fragen helfen. Der Ansturm auf die Workshops ist gross. Sich zu entscheiden zwischen fast 50 Angeboten zu Themen wie Menschenrechte, Heimatbegriff, Sans-Papier, Wohnen als geflüchteter Mensch, die Stadt aus femi-

nistischer Sicht, Stadtentwicklung, Stimmrecht oder Fallstricke des Helfens gestaltet sich nicht einfach.

Der Workshop »Kirchenasyl und Teilhabe« bildet mit fast 30 Teilnehmenden einen Anziehungspunkt für solche, die sich bereits engagieren oder sich zukünftig einbringen wollen. Nebenan hat sich der Kurs »Ausländerwahlrecht« eingenistet. Christian Walti von der Berner Friedenskirchengemeinde ruft schwungvoll: »Sie sind im Workshop Kirchenasyl und Teilhabe – die Türen schliessen in wenigen Minuten!«

Am Anfang steht die Frage: »Was hat Kirche mit einem Politfest zu tun?« Referent Jacob Schädelin von der Migrationscharta beantwortet seine Frage gleich selbst: »Die Kirchen, wenn sie recht bei Trost sind, praktizieren Teilhabe!« Denn Kirchenasyl helfe den Menschen: »Jeder Mensch sollte ein Recht auf Rechte haben, denn ohne das ist Menschsein nicht mög-

lich«, setzt Schädelin nach. »Kirchenasyl zum Beispiel ist selbst praktizierte Teilhabe auf Augenhöhe mit den Schutzbefehlerten!«

Bibel wie ein Flucht-Buch lesen

Es sei seine erste Veranstaltung in der Schweiz, leitete Stephan Theo Reichel aus Bayern sein Statement über Kirchenasyl ein. Der ehemalige Koordinator für Kirchenasyl und Initiator des Vereins *Matteo*, der sich als ökumenischer Zusammenschluss für Asyl- und Migrationsangelegenheiten stark macht, findet klare Worte: »Die Bibel kann man lesen wie ein Fluchtbuch.« Er zitiert das Matthäus-Evangelium: »Jesus spricht: Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen...« Dass es heutzutage noch nötig sei, Kirchenasyl zu praktizieren, sei eigentlich eine Schande, so Reichel.

Den Verein *Matteo* gründete der 65-Jährige, um in Deutschland schlagfertiger gegen die Abschiebungen von Menschen aus Afghanistan vorgehen zu können. »Vor 75 Jahren waren die Deutschen schlimmer als die Taliban, sag ich meinen Afghanen immer, um ihnen die Hoffnung zu geben, dass die Zeiten sich ändern können.« Er wisse, dass fast 90 Prozent aller Menschen, die sich ins Kirchenasyl retten konnten, hinterher einen Aufenthaltstitel bekommen und sich besonders gut integriert hätten.

Der Asylspezialist schätzt, dass es derzeit etwa 60 bis 70 Kirchenasyle in Bayern gibt. 2014 waren es 169 Fälle mit 275 Menschen. Das sind stattliche Zahlen, die Reichel auf die »grosse empathische Unterstützung der ländlichen Bevölkerung« zurückführt. »Die Flüchtlingshilfe, die auch das Kirchenasyl umfasst, ist bei uns zu einer humanitären Volksbewegung geworden«, resümiert der bayrische Landeskirchenmann. Im Jahr 2014 seien 400 000 Flüchtlinge nach Deutschland gekommen, 2015 schon 850 000, 2016 kamen 300 000 Menschen ins Land und 2017 noch 185 000. Bei 80 Millionen Einwohnern in

Deutschland sei das in etwa so, als ob bei einer Party mit 99 Leuten noch einer dazu käme.

Ökumenische Solidarität

René Schaufelberger und Michel Wuillemin von der reformierten Kirchgemeinde Belp erzählen von einem Kirchenasyl im Jahr 2016, das einer Frau aus Eritrea mit ihrem Sohn gewährt wurde. Dank des *Berner Solidaritätsnetzes* sei es möglich gewesen, Mutter und Kind aufzunehmen. Nach einem steinigen Weg erhielten die beiden ein normales Asylverfahren und wohnen jetzt in der Nähe von Interlaken. Edith Zingg von der *Pfarrrei Guthirt Ostermundigen* bezeichnet sich als Frischling im Amt, als sie mit einer Anfrage für Kirchenasyl konfrontiert war. Der junge Mann, um den es ging, war vom IS gefoltert worden. Der Dekanatsleiter gab Rückendeckung: »Wenn du das willst, dann mach das!« Inert 24 Stunden stand eine Wohnung parat, einen Tag später waren 30 Leute mobilisiert, die sich vorher nicht kannten. »Die ökumenische Solidarität ist ungemein wichtig!«, bekräftigt die Gemeindeführerin. Trotzdem musste der Mann ausreisen, weil er nach den Buchstaben des Gesetzes für fünf Stunden als untergetaucht galt, was verboten ist. »Doch er hat sich bei uns stabilisieren können, weil er Menschlichkeit erfahren hat.«

Im Workshop »Kirche für alle – Herausforderungen und Chancen« kommen die Verbindungsfrauen zu Migrationskirchen zu Wort: Eveline Sagna, katholische Kirche, Region Bern, Dinah Hess, Zentrum für Migrationskirchen, Zürich-Wipkingen und Sabine Jaggi, reformierte Kirchen

»Merken die Schweizer eigentlich, was für tolle Leute hier sind, die ihren Glauben viel konsequenter leben als sie das tun?«

Ekramy Awed

Bern-Jura-Solothurn. Mit dabei auch Ekramy Awed, Pastor der evangelisch-arabischen Gemeinde in Bern. Der in Ägypten geborene Geistliche fragt lächelnd: »Merken die Schweizer eigentlich, was für tolle Leute hier sind, die ihren Glauben viel konsequenter leben, als sie das tun?« Eine Pfarrfrau wirft in der Vorstellungsrunde ein: »Ich engagiere mich in der Flüchtlingshilfe. Wo sind die Kirchen in den Unterkünften und in den Ausschaffungsgewächnissen?«

Die Kirche und ihre Krankheiten

Jeder soll einen Zettel beschriften, was Kirche für ihn bedeutet. Aussagen wie »das Leben teilen«, »ein Stück zu Hause«, »eine Herausforderung«, »ein Füllhorn«, aber auch »die Abwesenheit« werden notiert. »Wie sieht die Teilhabe für die Asylbewerbernden in den Gemeinden aus?« fragt jemand. Pastor Awed weiss: »In der Heimat sind meine Gemeindeglieder teils nie in der Kirche gewesen. Doch hier finden

sie einen ruhigen Ort zum Sprechen. Sie suchen nicht unbedingt Gott, sondern ihre Kultur, ihre Sprache, Wertschätzung und Liebe.« Die Menschen hätten Schlimmes erlebt und seien auf der Suche nach echten Beziehungen.

Dinah Hess erlebt im *Zentrum für Migrationskirchen* in Zürich gleich acht unterschiedliche Gemeinden. »Mal klappt die Zusammenarbeit gut, mal schotten sich einzelne Gruppen ab.« Das sei rein personenabhängig. Es käme darauf an, ob die Mitglieder die Zeit fänden zusammenzukommen, denn viele müssten arbeiten und hätten keine Kraft für ein Ehrenamt. Es sei wünschenswert, betont Eveline Sagna, mehr Offenheit durch regelmässige Begegnungen entstehen zu lassen. Ekramy Awed spricht sich für Schlüsselpersonen aus, die Kontakt zu anderen Gemeinden pflegen. Und es brauche mehr Raum für jede Gemeinschaft: »Kirche hat auch Krankheiten, weil sie ein Lebewesen ist. Ein grosser Fisch in einem kleinen Aquarium kann aber nicht gesund wachsen.«

Das Berner Politifestival »Tour de Lorraine« mit dem Titel »Teilhabe für alle« hat gezeigt, dass es viele Menschen in und um Bern gibt, die sich aktiv in das gesellschaftliche Zusammenleben einbringen wollen. Mehr als 1000 Personen besuchten Workshops, Podien, Theaterveranstaltungen, Filmvorführungen und Stadtrundgänge. Rund 3500 Personen kauften Konzert-Tickets.

Die Landeskirchen als Teilnehmende bewiesen durch ihre Angebote, dass sie keine erstarrten, statischen Gebilde darstellen, sondern als engagierte Gemeinschaften arbeiten, in denen sich viel bewegt und mit denen sich einiges bewegen lässt. ◆



Pfarrer Ekramy Awed ist für arabisch sprechenden Protestanten eine wichtige Anlaufstation

Kleininserate

Sie möchten ein Zeilen-Inserat aufgeben? Sie wollen für Ihre Kurse werben? Oder, oder, oder...

Bei privaten Anbietern kostet die Zeile CHF 10.20, bei gewerblichen CHF 11.30.

Texte für Zeilen-Inserate: Bitte senden Sie den Text für Ihr Zeilen-Inserat per Post an Redaktion *aufbruch*, Postfach, 4001 Basel oder per E-Mail an wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch

Annahmeschluss: 27. April 2018

La Palma/Kanaren: Ferienhaus in herrlicher Natur zu vermieten. Tel. 0034-922 4856 19, **Mail:** sedzlapalma@telefonica.net.

Wenig besser

Die SKOS-Vorschläge sind eine leichte Verbesserung für Arbeitslose ab 55, aber kein grosszügiger Vorruhestand

Carlo Knöpfel



FOTO: DOMINIK PLUS

Carlo Knöpfel ist Professor für Sozialpolitik an der Fachhochschule Nordwestschweiz

Schenkt man den Zahlen der *Arbeitslosenversicherung* (ALV) Glauben, dann ist das Risiko älterer Erwerbstätiger, die Stelle zu verlieren, geringer als bei jüngeren Arbeitskräften. Wer allerdings mit 55 arbeitslos wird, hat es ungleich schwerer, wieder eine Stelle zu finden.

In vielen Fällen kommt es zu einer Aussteuerung, zum Abbau von Vermögen und einem Bezug von Sozialhilfe. Die *Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe* SKOS schlägt darum in einem Positionspapier zahlreiche Massnahmen vor, die dazu beitragen sollen, dass ältere Erwerbslose nicht in diese Armutsspirale geraten.

Zu reden gibt vor allem eine Forderung: »Keine Aussteuerung ab 55 Jahre.« Konkret verlangt die SKOS, dass ältere Arbeitslose im System der ALV verbleiben. Nicht nur sind die *Regionalen Arbeitsvermittlungstellen* (RAV) geeigneter, diese Personen bei der Stellensuche zu unterstützen als die Sozialdienste, dieser Vorschlag führt auch dazu, dass sich die Wirtschaft an der Finanzierung der Arbeitslosigkeit der 55plus beteiligen muss.

Die SKOS ist kein Hort der Aufständigen. Zugute kommt die Regelung nur jenen, die erst mit 55 ihre Stelle verlieren, mindestens 20 Jahre erwerbstätig waren (oder Erziehungsarbeit geleistet haben) und sich weiter um Arbeit bemühen.

Zudem schlägt die SKOS vor, dass sich die Leistungen der ALV dann nicht mehr am früheren Lohn orientieren, sondern auf die Ergänzungsleistungen abstellen. Entsprechend geringer fallen später die Renten aus. Eine grosszügige Vorruhestandsregelung sieht anders aus!

Peter Merz, Direktor vom *Hilfswerk der Evangelischen Kirche Schweiz Heks*, hält die dramatische Situation der weltweit 65 Mio. Flüchtlinge sowie die Tausenden Ertrunkenen für inakzeptabel: »Flüchtlingen Schutz zu gewähren, ist eine humanitäre Verpflichtung. Gerade die Schweiz sollte hier eine Vorbildfunktion übernehmen. Denn wir können noch viel mehr tun für Flüchtlinge.« Das Heks und die *Schweizerische Flüchtlingshilfe* SFH lancierten deshalb kürzlich die Petition »für sichere und legale Fluchtwege«. Sie fordern darin den Bundesrat auf, legale Zugangswege zu schaffen, über die schutzbedürftige Menschen sicher und unversehrt in die Schweiz einreisen können. Zudem sollen die Kontingente für Flüchtlinge auf jährlich 10000 Personen erhöht werden. Ihre Aufnahme kann zum Beispiel über das Resettlement-Programm des Bundes erfolgen. Dabei wird der Schutzbedarf der Flüchtlinge in den Krisengebieten selbst und entlang der Fluchtrouten geklärt. Danach werden die Menschen mit nachgewiesener Schutzbedürftigkeit direkt in die Schweiz geholt. Für

Miriam Behrens, Direktorin der SFH, ist klar: »Die Schweiz braucht eine entschlossene Resettlement-Strategie, an der sich alle Akteure beteiligen.« Das sei der einfachste, sicherste und ökonomischste Weg, um die Menschen zu schützen.

Herbert Bühl, Präsident der *Paul Schiller Stiftung*, will mit der druckfrischen Recherchestudie »Gute Betreuung im Alter in der Schweiz« eine gesellschaftliche Debatte lancieren, »aber keine fixfertigen Problemlösungen präsentieren«, wie er kürzlich vor der Presse in Bern betonte. Den Handlungsbedarf unterstreicht auch **Carlo Knöpfel**, Dozent für Sozialpolitik, Autor der Studie. Der demografische und soziale Wandel spreche Bände. Bis 2030 wird sich die Anzahl der Hochbetagten auf 2,7 Millionen nahezu verdoppeln, die Lebenserwartung weiter erhöhen. »Kann die Teilnahme am sozialen gesellschaftlichen Leben vom sozialen Umfeld dieser Hochbetagten geleistet werden?« Wohl kaum. Darum stellt die *Paul Schiller Stiftung* sie-

ben alterspolitische Forderungen zur Debatte. Kernpunkte sind: Betreuung soll als service public zur Grundversorgung gehören und darum als Anrecht gesetzlich verankert werden. Betreuung sei, so die Studie, als integratives Versorgungsmodell zu organisieren, wobei alle Betreuungsakteure, die Betagten inklusive zusammenarbeiten. Zentral sei, »dem Betreuungsmoment mehr Aufmerksamkeit einzuräumen, sagte Knöpfel. Gute Betreuung, die sich nachgewiesenermassen präventiv und damit kostensenkend auswirke, müsse drittens für alle bezahlbar sein. Dabei könne der Ausbau der Hilflosenentschädigung ein positiver Ansatz sein.

Cécile Bühlmann, ehemalige grüne Nationalrätin und Leiterin des *Christlichen Friedensdienst* kritisiert, dass viele Frauenrechte in der Schweiz bisher leider nur auf dem Papier umgesetzt sind. »Gleichen Lohn für gleiche Arbeit haben wir immer noch nicht«, sagte die Luzernerin kürzlich im Gespräch mit *Schutzfaktor M*. »Die letzte Bundesratswahl zeigte auf, dass Frauen in der Politik noch viel zu wenig Macht haben. Das Gleiche gilt für die Wirtschaft, da fehlen die Frauen in den Chefetagen noch weitgehend. In den letzten Jahren gab es immer mehr Volksinitiativen, die unsere Grundrechte tangieren. Das bereitet mir grosse Sorgen.«

Navid Kermani, preisgekrönter Schriftsteller aus Köln, zeigte sich bei einer Lesung in Basel kürzlich als Künstler des Dialogs. Kermani kam mit Blick auf eine Geschichte aus Armenien aus seinem Reportagebuch

»Entlang den Gräben« auf Feindesliebe zu sprechen. Pater Hovhannes - er traf den früheren Armeepriester im Kloster Dadiwank - spreche undifferenziert nur von Türken, nicht von Aserbaidschanern, die die Armenier vertrieben. Dieser Armenier, so Kermani, »kann sich nicht mal gedanklich dazu durchringen, Türken als zu liebende Feinde zu sehen.« Ist Feindesliebe möglich? Antwort des Paters: Ja, wenn wir friedlich mit ihnen zusammenleben würden, also die verschiedenen Religionen, dann könnten wir sie auch lieben. Aber im Krieg geht das nicht.« »Warum nicht?« »Du kannst keinen Menschen töten, den du liebst.« Es brauche, so Kermani, mutige Gesten wie den Kniefall Willy Brands in Warschau, um das Eis zu brechen.



Peter Merz

FOTO: HEKS



Miriam Behrens

FOTO: SFH



Navid Kermani

FOTO: WOLFF SUDBECK-BAUER

Keine faulen Kompromisse

Der *Seelsorgerat der katholischen Kirche im Kanton Zürich* spricht sich in einem von Generalvikar Josef Annen unterstützten Positionspapier von Ende Februar »für das Amt der Frau als Diakonin« aus. In der Stellungnahme »Die Kirche braucht Diakoninnen« heisst es, dass Frauen auf der Ebene der kirchlichen Ämter prinzipiell ausgeschlossen blieben. Frauen könnten sich nicht einbringen, weil die Beratungs- und Entscheidungsprozesse an das Priester- und Bischofsamt gebunden seien. Wie Arnold Landtwing, Kommunikationsbeauftragter von Generalvikar Josef Annen, auf *aufbruch*-Anfrage bestätigte, denke der Seelsorgerat jedoch nicht an ein geweihtes Diakoninnenamt. Das sei chancenlos und würde das Fuder überladen.

Daher setzt sich der Zürcher Seelsorgerat dafür ein, ein neues Amt der Diakonin »mit einem eigenständigen Charakter als Ergänzung zur bestehenden männlichen Ämterstruktur« zu schaffen. »Die Vielfalt und Vielschichtigkeit unserer Gesellschaft verlangt nach vielfältigen und vielschichtigen Diensten und Ämtern.« Durch das

Amt der Diakonin würde die katholische Kirche »eine zukunftsgerichtete Antwort auf die Fragen der Zeit geben« und an Glaubwürdigkeit gewinnen, ist der kantonale Seelsorgerat überzeugt.

Jacqueline Straub, Autorin des Buchs »Jung, katholisch, weiblich. Weshalb ich Priesterin werden will«, begrüsst in ihrem *aufbruch* Blogbeitrag (blog.aufbruch.ch) das Positionspapier als Schritt in die richtige Richtung. Die Mitarbeiterin im *aufbruch*-Redaktionsteam betont allerdings auch, dass der Aufruf des Seelsorgerats zu spät kommt. Denn »schon seit Jahrzehnten wird der Frauendiakonin gefordert und über Mangel in der Seelsorge geklagt, da das sakramentale und spirituelle Leben unter dem Klerikermangel leidet (...). Wenn es in Zukunft den Diakonin der Frau geben soll, sollte dieser ein geweihter, sakramentaler Dienst sein. Ein Diakonin der Frau ohne Weihe wäre lediglich ein allzu bequemer Kompromiss. Der geweihte Diakonin der Frau hingegen, wie er von den deutschen Bischöfen gefordert wird, wäre ein Meilenstein.«

Wolf Südbeck-Baur

Welttheologe feiert 90. Geburtstag

Hans Küng, der grosse Schweizer Konzilstheologe, ist am 19. März neunzig Jahre alt geworden. Sein engagiertes Lebenswerk übertrifft bei weitem die Grenzen des Gewohnten. »Er inspiriert nachfolgende Generationen, Theologie als Wissenschaft mit Zukunft zu betreiben«, hält Küngs langjähriger Weggefährte Karl-Josef Kuschel im Magazin *Publik-Forum* treffend fest. In konzentrischen Kreisen wuchs sein Werk. 1957 brillierte Hans Küng mit seiner Dissertation zur Rechtfertigungslehre. Gemäss Kuschel eine »Pioniertat mit unschätzbaren Folgen für die Ökumene«. Es folgt der Konflikt mit Rom, als Küng nach dem Konzil fehlende Reformwilligkeit auch wegen dem Unfehlbarkeitsanspruch des Papstes anmahnt. 1979 wird dem Theologen darum die kirchliche Lehrbefugnis entzogen. Nach der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der nachchristlichen Gesellschaft wendet sich Küng folgerichtig den Weltreligionen zu, was 1993 in die »Erklärung zum Weltethos« mündet und 1998 zur *Stiftung Weltethos*, die er bis 2013 präsiidierte. »Ein Handbuch Weltethos (2012) bildet die Summe aller Bemühungen um ein Christsein, das sich



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

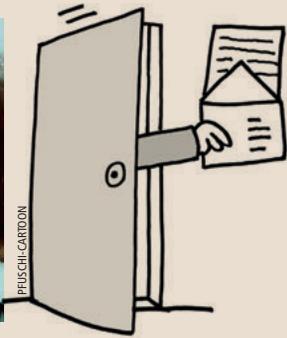
den Herausforderungen des religiösen und ethischen Pluralismus stellt«, schreibt Kuschel. Küngs Bücher »sind Dokumente eines globalen Wissenstransfers und eine Diagnose der religiösen Situation der Zeit im Zeitalter der Nach-Moderne«. Sie sind aus der Theologiegeschichte nicht mehr wegzudenken!

Wolf Südbeck-Baur

Gastkolumne



FOTO: PRESKA KETTERER



FELSCH-CARTOON

Sans-Papiers haben Rechte!

Im Juni wird der Nationalrat über die Motion »Für eine kohärente Gesetzgebung zu Sans-Papiers« beraten, die von der *Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit* eingereicht wurde.

Zwar erweckt der Titel mit den schön klingenden Worten »Gesamt-schau« und »Lösungsansätze« den Eindruck, als ob es den Motionären um eine Verbesserung der Situation gehe. Die konkreten Vorschläge jedoch greifen die Grundrechte dieser besonders verletzlichen Personengruppe an und würden erst noch erhebliche Kosten nach sich ziehen. In unserer alltäglichen Beratungsarbeit von Menschen ohne Aufenthaltsbewilligung in Luzern erleben wir, wie verletzlich diese Personengruppe bereits jetzt ist. Wir können sie aber zum Beispiel beim Abschliessen einer Krankenversicherung unterstützen. Mit dem Bezahlen der Prämie tragen Sans-Papiers damit ihren eigenen Teil zu den Kosten der Gesundheitsversorgung bei. Die Motion will diese Regelung abschaffen und stattdessen eine parallele Medizinversorgung bei staatlichen Stellen einrichten. Dies würde dazu führen, dass Sans-Papiers ganz ohne Krankenversorgung dastehen. Das würde dem Staat zusätzlich sehr hohe Kosten verursachen. Genauso verheerend ist der in der Motion enthaltene Vorschlag eines Datenaustausches im Schulwesen: Sans-Papiers-Eltern würden ihre Kinder nicht mehr in der Schule anmelden. Damit wäre das Kindeswohl gefährdet, welches ja an zentraler Stelle das Recht auf Bildung beinhaltet. Deswegen fordern wir alle Nationalräte auf, die Motion abzulehnen.

Nicola Neider Ammann, Theologin und Präsidentin der *Kontakt- und Beratungsstelle für Sans-Papiers Luzern*

Ein Leben im Rampenlicht

Religion und Ethik spielten für Pfarrerssohn und Mr. Tagesschau Heinrich Müller schon früh eine wichtige Rolle. Heute macht er Musik und gibt Konzerte: »Konzertbesucher und Musiker stellen eine soziale Gemeinschaft dar«



Heinrich Müller: »Konzerte zu geben, sehe ich als eine Art Communion«

Von Darius M. Meier

aufbruch: *Heinrich Müller, nach dem Jus-Studium dozierten Sie in Nigeria. Über Umwegen haben Sie dort auch Ihre grosse Liebe gefunden. Was hat Sie dazu bewegt, diese fremde Welt zu erkunden?*

Heinrich Müller: Das war ein lang gehegter Traum, der auf Kindheit und Jugend

zurückgeht. Meine Mutter hat in unserem Pfarrhaushalt eine Bibliothek aufgebaut und dort hatte es unter anderem Entdeckungsgeschichten wie die von Henry Morton Stanley und David Livingstone. Diese Bücher haben mich total fasziniert, dazu gehörten auch einfachere Geschichten wie die von Karl May. Somit war ich von dieser Art von Literatur stark beeinflusst. Auch

die Comics von Tarzan, die damals verboten waren und die ich trotzdem von einem Schulfreund erhielt, haben mich vom afrikanischen Urwald mit Tieren und Menschen träumen lassen.

Im Pfarrhaus verkehrte des Weiteren ein schwarzer Missionar, mit welchem ich als Kind gespielt habe. Wohlgermerkt war dies Anfang der 50er-Jahre als so etwas noch eher ungewöhnlich war. Dadurch habe ich auch Berührungängste abgebaut und wurde ein Abenteuertyp. Es interessierte mich nicht, einfach nur banal in der Schweiz Karriere zu machen, denn ich wollte etwas sehen von dieser Welt. Mit einem gewissen Gottvertrauen, das ich von meinen Eltern mitbekommen habe, sowie auch mit einer gewissen Naivität, die es braucht, unternahm ich die erste Reise nach Afrika.

In welcher Form hat Sie ihr religiöses Elternhaus geprägt?

Müller: Wir wurden mit viel Liebe erzogen und begleitet, solange es möglich war. Später in der Jugend kam es immer wieder zu heftigen Diskussionen, gerade bei Themen wie Weltsolidarität und der 68er-Bewegung. Vom christlichen Teil her hat mein Vater darauf bestanden, dass alle Kinder im Konfirmandenunterricht die ganze Bergpredigt auswendig lernen. Dieser Teil der Bibel bedeutet mir wirklich etwas. Sonst lese ich die Bibel mehr als Geschichtsbuch. Liebe und Nächstenliebe sehe ich als das Zentrum des Christentums. Mein Vater war ein liberal-protestantischer Pfarrer in einer reformierten Diaspora im Kanton Luzern. Es dauerte eine Weile, bis wir als normale Kinder akzeptiert wurden. Der katholische Priester im Dorf wollte zum Beispiel meinem Vater nie die Hand reichen und kam auch nie zu einem Gespräch. Uns hat das jedoch als Kinder nicht geschadet, denn wir waren sportlich und hatten viele Freunde. Unsere Familie hat auch keinen Unterschied gemacht, ob jemand protestantisch oder katholisch war und hat als Katalysator für religiöse Toleranz gedient. Immer haben wir das Gespräch gesucht. Am Schluss war das ganze Dorf traurig, dass wir weggezogen.

Letztens, als ich ein Restaurant in der Region aufsuchte, erkannte man mich als Sohn von Pfarrer Müller.

Inwiefern trägt Ihre christliche Grundhaltung Ihr Leben heute?

Müller: Diese christliche Grundhaltung ist heute auch noch überall da, ich spüre sie immer und fühle mich immer hingezogen zu Menschen, denen es nicht so gut geht. Zu helfen und grosszügig zu sein, macht mir Freude. Der Hang zur Schöpfung, also zur Natur und zu Tieren prägt mich, da gehören Menschen natürlich auch dazu. Oft sind andere darüber überrascht, was für einfache Freunde ich habe, die das Leben trotz wenig Ausbildung erfolgreich meistern. Die Person Jesus ist mir in dieser Form schon ein Vorbild, denn er wollte alle Menschen kennenlernen und wissen, wie man mit denen umgehen kann.

Was hilft Ihnen als älterer Junggebliebener, den Alltag sinnvoll zu gestalten?

Müller: Hier hilft mir die Musik, aber auch meine Vergangenheit als Journalist. Als Medienschaffender muss man immer an den Neuigkeiten dranbleiben und über Neues nachdenken, verbunden mit grosser Neugier, was Menschen überhaupt antreibt. Bei der Musik musste ich mich neu erfinden, denn es war ein relativ grosser Schritt nach der Pensionierung. Konzerte

» Ich fühle mich hingezogen zu Menschen, denen es nicht so gut geht

Heinrich Müller

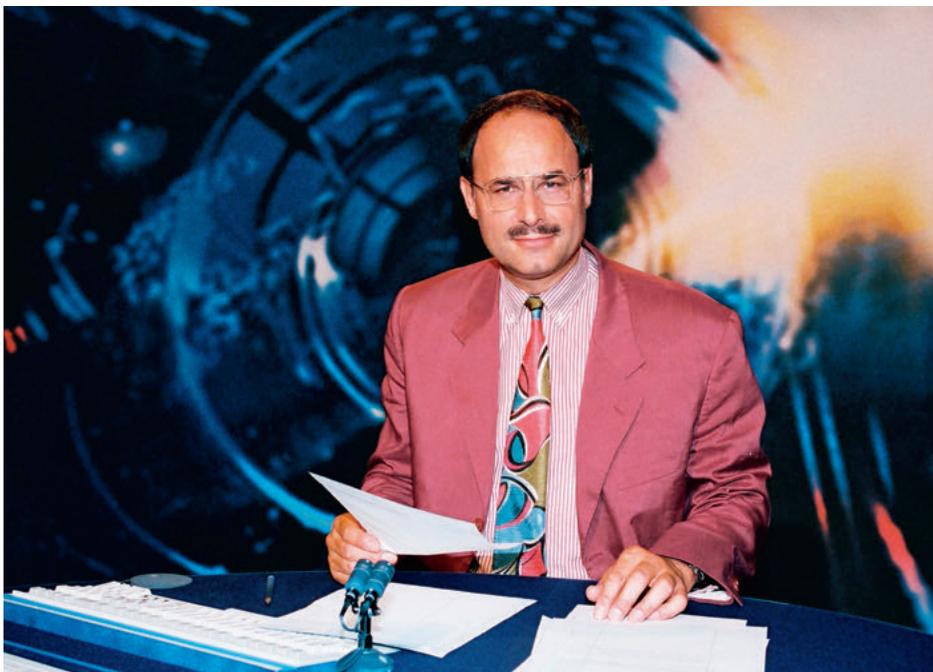
zu geben, ist etwas Phantastisches für mich, ich sehe es als eine Art »Communion«. Das Konzert stellt für mich eine soziale Gemeinschaft dar aus Konzertbesuchern und Musikern. Es ist ein kurzer Moment, in dem man verbunden ist. Ich rede sehr viel während der Konzerte und erkläre die Kontexte meiner Lieder. Es ist mir wichtig mitzuteilen, wie sie entstanden sind und was sie bedeuten. Auch vor und nach den Konzerten rede ich mit den Besuchern. Dabei spüre ich oft meinen Vater, der zwar auch gerne gepredigt hat, aber immer gerne im Gespräch mit den Menschen war. Nicht über Religion, sondern grundsätzlich über das Leben der Menschen und wie sie über die Runden kommen.

Sie waren als Medienmensch an vorderster Front und haben quasi an der Quelle des Geschehens die Schweiz hautnah miterlebt. Wie sind Sie mit den vielen schlechten Nachrichten und grausamen Bildern von Krieg, Tod und Verwüstung umgegangen?

Müller: Ich wusste, dass ich nur ein Messenger, ein Überbringer von Nachrichten und glücklicherweise nicht direkt involviert bin. Diese Distanz ist ein wichtiger Bestandteil des Berufes. Es war immer eine Gratwanderung. Auf der einen Seite empfand ich Mitgefühl bei Vorkommnissen wie Unfällen etc. Auf der anderen Seite war ich immer wieder froh, dass ich nicht vor Ort dabei war und die Geschehnisse nur zusammenfassen und erklären musste. Gefühlsmässig kam ich jedoch als Moderator immer wieder an Grenzen, denn ich war nicht in der Lage, die Geschehnisse in der Welt zu beeinflussen. Oft dachte ich mir, diese Nachrichten müssten in den Millionen von Zuschauenden den Wunsch auslösen, etwas zu verändern. In der Regel war es nur eine Hoffnung. Am Schluss bin ich ein wenig enttäuscht, dass Menschen wie ich sehr oft die Möglichkeit haben zu reden, dabei aber kaum etwas bewirken. Überwiegend informieren sich die Menschen, um sich ins Gespräch zu bringen und damit ein Teil der Gesellschaft zu sein. Sie ergötzen sich am Schicksal anderer. Leider erreichte die Tagesschau die Herzen der Menschen viel zu selten.

Was sind bleibende Eindrücke?

Müller: Jedenfalls nicht die kaputte Welt, mit der ist man ja auch als normaler Bürger konfrontiert. Mir bleibt die Teamarbeit in der Tagesschau. Obwohl sich in der Regel nur der Moderator exponiert, steht dahinter ein Team aus etwa vierzig Menschen. Für mich war immer die Frage da, warum bin eigentlich ich dort vorne? Bereits in der Schulzeit war ich als Pfarrerssohn exponiert und war gut im Sport. In der Jugend als Kadettenhauptmann sowie als Dozent nach dem Studium, dann als Tagesschau-Moderator und jetzt als Musiker, immer stand ich im Rampenlicht. Dieser Werdegang weist einen gewissen roten Faden auf, welcher biblisch begründet werden kann. So hat Gott dir gewisse Talente gegeben, und du sollst diese nützen. Nicht nur für dich, sondern auch für die Allgemeinheit. In diesem Sinne konnte ich das sicherlich teilweise erfüllen. Vor allem die Musik zurzeit. Da geht es für mich am besten auf, denn ich kann mir selber und auch anderen gleichzeitig eine Freude machen. ◆



Heinrich Müller war über 20 Jahre lang die Ikone der Tagesschau des Schweizer Fernsehens und gilt heute noch als Mr. Tagesschau. Landauf landab kennt man ihn als »Heiri«, welcher nach der Pensionierung endlich seine Passion als Musiker lebt. Vor seiner Zeit beim Fernsehen lebte der promovierte Jurist viele Jahre in Westafrika. Auseinandersetzungen mit Religion und Ethik spielten für den Sohn eines reformierten Pfarrers immer eine wichtige Rolle in seinem bewegten Leben

Können Kryptowährungen die Allmacht des Geldes überwinden?

Kryptowährungen wie Bitcoin und Co hätten das Zeug, das Finanzsystem und damit die Macht der Banken in die Schranken zu weisen, heisst es da und dort. Sind digitale Währungen tatsächlich eine Alternative?



FOTO: ZUG

Darius M. Meier ist Ökonom und Mitglied im *aufbruch*-Redaktionsteam.

Ja, Erschütterung tut gut

Kryptowährungen basieren in unterschiedlichster Ausprägung auf der Blockchain-Technologie, welche derzeit für eine kleine Revolution im konventionellen Weltwährungsmarkt sorgt. Die Geschäfts- und Zentralbanken, die momentan noch allmächtig über das Finanzsystem herrschen, werden durch die neuen digitalen Währungen überflüssig gemacht, da das dezentrale

System der Blockchain ohne Aufsicht funktioniert und damit sogenannte »Dritte« nicht mehr gebraucht werden. Dies generiert zudem neue Möglichkeiten, die Privatsphäre der Menschen zu schützen. Das ist positiv zumal in Zeiten, in denen der Staat den technologischen Fortschritt zunehmend dazu ausnutzt, den einzelnen Bürger zu überwachen. Die Technologie steckt noch in den Kinderschuhen, was sich durch verschiedene Probleme wie limitierte Anzahl Transaktionen oder erhöhte Elektrizitätskosten bei der bekanntesten Kryptowährung Bitcoin manifestiert. Die Bitcoins, die erste digitale Währung, stammen jedoch aus dem Jahre 2009. Sie widerspiegeln daher nicht die neuesten Fortschritte in Sachen Effizienz und Sicherheit. Die Vorteile überwiegen die aktuellen Anfangsschwierigkeiten und stellen erstmals eine echte Alternative zum Bankensystem dar, das einseitig von der Wall Street dominiert wird. Heute fahren Zwischenhändler wie zum Beispiel Kreditkartenfirmen durch Gebühren riesige Gewinne ein, ohne effektiv volkswirtschaftlichen Gegenwert zu bieten. Darüber hinaus diskriminieren gewisse Geschäftsbanken Kleinkunden in Drittweltländern, die keinen Zugang zum internationalen Zahlungssystem haben. Kryptowährungen können hier eine Ersatzrolle übernehmen, da auch kleinere Beträge ohne verfügbares Bankkonto transferiert werden können. ◆

Nein, sie nutzen den Reichen

Kryptowährungen wie der Bitcoin werden unabhängig von Banken und Staat im Internet gehandelt. Sie befreien deshalb von Banken und Staat, aber bestimmt nicht von der Allmacht des Geldes. Im Gegenteil: Da sie rein privat und unkontrolliert gehandelt werden, befördern sie geradezu die Allmacht des Geldes, vor allem aber die Allmacht derer, die schon viel Geld haben.

Denn: Wie komme ich zu einem Bitcoin? Zum einen, indem ich ihn zum Spekulationspreis kaufe – die Allmacht des Geldes regiert. Zum zweiten: Indem bestimmte Firmen die Transaktion von Bitcons von einer Online-Geldbörse zur anderen Online-Geldbörse über eine komplexe Rechenaufgabe verifizieren.

Dieser Vorgang wird als »Mining« bezeichnet. Das ist technisch innovativ, hat aber Konsequenzen: Da für das Mining riesige Rechenkapazitäten benötigt werden, besitzen inzwischen gerade einmal vier Prozent der Nutzer 96 Prozent des weltweiten Bitcoin-Vermögens. Fernab jeder demokratisch autorisierten Kontrolle haben die vier Prozent gigantische Reichtümer angehäuft – zumeist ohne dafür auch nur einen Rappen an Steuer zu entrichten. Die Besteuerung von Einnahmen durch Bitcoins ist nicht geklärt.

Die Allmacht des Geldes kann nur gebrochen werden, wenn die Finanzmärkte kontrolliert werden. Und wenn das Geldvermögen möglichst gerecht verteilt und das Leben aller Menschen gesichert ist. Wird das Geld durch Kryptowährungen im Web ohne Kontrolle privatisiert, dann profitieren davon vor allem die Reichen und Mächtigen. ◆

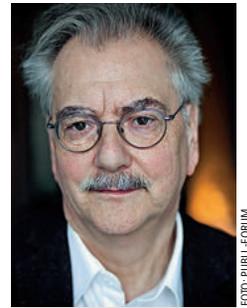


FOTO: PUBLIK-FORUM

Wolfgang Kessler ist Wirtschaftspublizist und Chefredaktor von Publik-Forum.



FOTO: THALA LINDER

Der Komponist

Der ehemalige Kapuzinernovize Franz Rechsteiner betreibt Theologie durch seine Musik, die nicht präzise zu fassen ist, aber über das gepredigte Wort hinausgeht

Von Thala Linder

Über eine steile Treppe betritt man durch eine Bodenluke Franz Rechsteiners Reich. Der 77-jährige breitet seine Arme aus und zeigt auf Klavier, Geige und Bratsche, die italienische Orgel aus dem 18. Jahrhundert, die vollen Büchergestelle, das grosse Pult, auf dem der Koran, die Psalmen auf Hebräisch, ein Gedichtband und ein Roman von Dostojewski liegen, und meint: »Wenn ich hier oben ankomme, dann habe ich ein gutes Gefühl.« Mindestens fünf Stunden am Tag verbringt er hier mit Musizieren, Komponieren, Lesen und Studieren.

In Appenzell-Innerrhoden geboren nahm der junge Franz begeistert am katholischen Leben teil. So ging er mit der Idee, Priester zu werden, ans Gymnasium. Als mittelmässigen Schüler trug ihn die Geige durchs Gymnasium. Durch seinen Musiklehrer, der Kapuziner und Franz ein Vorbild war, beschloss er, nach der Matura das Noviziat der Kapuziner anzutreten. Nach zwei Jahren in Stans und Luzern studierte er vier Jahre im Solothurner Kapuzinerkloster Theologie. Ein Bild des Vigier-Palästchens erinnert ihn noch heute an den Blick aus seiner Zelle. Im Kloster leitete er bereits den Fratreschor, komponierte ab und zu Werke für Feiertage und übte – in

einem stillen Kämmerlein – Geige. Da in Stans ein Musiklehrer fehlte, wurde er von der Ordensleitung zum Musikstudium nach Zürich geschickt. Hier begegnete er Rudolf Kelterborn, bei dem er nach dem Studium, das er als diplomierter Violinist und Musiktheoretiker abschloss, ein Jahr als Kompositionsschüler weiter studieren durfte. Nach etwas mehr als zwei Jahren als Musiklehrer in Stans wechselte er nach Luzern an die Akademie für Schul- und Kirchenmusik. So wurde der Weg gebahnt für die »entscheidende Begegnung«.

1977 kam Monika Henking als Orgellehrerin an die Akademie. Mit spitzbübischem Lachen meint Franz, »wir hatten Freude aneinander«. Der damals 34-jährige wusste eigentlich schon lange, dass er nicht zum Mönch geboren war. Und da »man sich und der Welt so viel Ehrlichkeit schuldet«, reichte er sein Dispensgesuch ein. Obwohl Rom auf dieses Dispensgesuch noch nicht geantwortet hatte, heiratete er 1983 die Thalwiler Organistin Monika Henking. Als 1985 endlich die päpstliche Dispens kam – selbstverständlich in Latein – mit der Weisung, er müsse ein Busswerk tun, trank er mit dem obersten Schweizer Kapuziner einen guten Wein und antwortete nach Rom, dass er als Busswerk den Sonnengesang von Franz von Assisi vertont hätte – eigentlich für

» Musik ist nicht präzise zu fassen, ist etwas, das über das Wort hinausgeht

Franz Rechsteiner

den Jugendchor seiner Frau – und der Chor diesen gerne im Vatikan aufführe.

Als verheirateter Mann unterrichtete Rechsteiner weiter an der Musikakademie und unternahm mit seiner Frau als Violinpartner Konzertreisen, die sie bis nach Japan führten. 1986 gaben sie das letzte Konzert, da Franz mehr komponieren wollte. Von den 100 meist als Aufträge entstandenen Werke wurden sämtliche aufgeführt, jedoch meistens nur einmal. Lachend zeigt er auf das Gestell, in dem alle seine Partituren liegen: »Mein Uraufführungsfriedhof.« Obwohl die Werke meist gut ankommen, sind sie für die breite Masse wohl zu sperrig. »Wenn ich meine Werke höre, denke ich manchmal: Was mutest du den Leuten zu?« Die Vertreter der Neuen Musik haben sich von der Liturgie abgewandt, doch Franz ist der Überzeugung, dass diese Art der Musik etwas in den Gottesdienst bringen kann, das die Leute »stupft«. Die Bibel sei auch kein Wohlfühlbuch, sondern fordere und überfordere. Franz ist froh, dass er nicht mehr predigen muss – und doch bleibt seine Musik eine Art Predigt: »Musik ist etwas, das nicht präzise zu fassen ist, das über das Wort hinausgeht. Mir gefällt es, wenn ich auf diese Art Theologie betreiben kann.«

Seine nächste Komposition soll 12 Gesänge für Sopran und Orgel enthalten. Dafür sucht er Gedichte, die nicht direkt religiös sind, aber einen spirituellen Hintergrund haben. Wenn er komponiert, legt er als erstes die Stimmung des Stückes fest und sucht im Improvisieren am Klavier das dafür geeignete musikalische Material. Sein letztes Werk gab er sich selbst in Auftrag: ein Violinkonzert. In stundenlanger Arbeit hat er die Partitur von Hand ins Reine geschrieben. Ob das Werk je aufgeführt wird, weiss Franz nicht. In seiner bescheidenen Art meint er: »Ich kann das Werk doch nicht einem Orchester andrehen.«

Gefragt, was ihn antreibe, weiter zu lesen und komponierend über Gott nachzudenken, meint er mit einem Seufzer: »Wenn ich das wüsste!«. Und fügt aus dem bekannten Kirchenlied an: »Von Gott will ich nicht lassen, denn er lässt nicht von mir.«

»Freie Medien« – ein Angriff auf die Demokratie

Überlässt man sämtliche Medien dem freien Markt, werden sie nicht »freier« und unabhängiger – im Gegenteil. Vorerst ist die Attacke abgewendet



No Billag: Der Angriff auf die SRG konnte abgewendet werden – deutlich mit über 70 Prozent!

Von Christian Urech

Was haben die *Weltwoche*, *Fox News*, Donald Trump, Christoph Blocher und die *No-Billag*-Initianten gemeinsam? Sie alle sind am Verschwinden eines qualitativ hochstehenden, ausgewogen berichterstattenden, der Wahrheit und den Fakten verpflichteten Journalismus interessiert, den sie pauschal als »linkslastig« diffamieren. Die Vermischung von Meinung und Fakten oder vielmehr der Versuch, Fakten als Meinungen darzustellen, sei ein Hauptkennzeichen politischer Propaganda, hat Hannah

Arendt schon 1964 in ihrem brillanten Essay »Wahrheit und Politik« festgestellt und damit die Zustände im heutigen postfaktischen Zeitalter vorweggenommen. Die erwähnten Kreise sind interessiert an einer »Verdummung« des »Volkes« insofern, als es durch Des- und Falschinformationen und die Informationsflut, die ihm aus dem Internet heraus das Hirn überflutet, völlig verwirrt werden soll. Auf diese Weise soll es jede Urteilsfähigkeit verlieren, damit es künftig mit jedem Unsinn abgespielen und mit Behauptungen, die als

Wahrheiten daherkommen, manipuliert werden kann.

»Mainstream« ist, neben der vermeintlichen »Elite«, eines der neuen Lieblingswörter der »neuen Rechten«. Dabei schwingt mit, dass der »Mainstream« von »oben« (der Elite eben) gelenkt sei – und deshalb Lügen verbreite. »Das ist an Absurdität kaum zu überbieten und untergräbt trotzdem (und bewusst) die Glaubwürdigkeit jeder traditionellen journalistischen Recherche«, sagt Nina Scheu, Mediensprecherin von *syndicom*, der Gewerkschaft Medien und Kommunikation. Dabei sei doch gerade das der grosse Unterschied zu den von privater – und oft politischer – Seite finanzierten Interessenspublikationen und Blogs: Während jene veröffentlichen, was ihnen die Geldgeber im Hintergrund diktieren, werde ein nach journalistischen Regeln verfasster Text nicht nur gründlich recherchiert, sondern auch durch die »Zwei-Quellen-Regel« (eine Behauptung wird von mindestens zwei voneinander unabhängigen Quellen bestätigt) abgesichert, er werde möglichst neutral verfasst und bei Anschuldigungen erst veröffentlicht, nachdem der kritisierten Person oder Institution die Möglichkeit gegeben worden sei, Stellung zu beziehen. So steht es unter anderem in der »Erklärung der Pflichten und Rechte«, die alle Journalisten unterschreiben müssen, wenn sie ins Berufsregister eingetragen werden wollen.

Nur die allerdümmsten Kälber...

Warum diese oben erwähnte »Verdummungskampagne«, warum dieser Angriff auf die Demokratie? Die Antwort ist nicht erst seit gestern evident: Weil nur eine »dumme«, da desorientierte Bevölkerung dazu verführt werden kann, in ihrer Mehrheit gegen die eigenen Interessen und für die Interessen einer reichen und mächtigen und immer reicher und mächtiger werdenden Minderheit zu handeln und zu entscheiden: Nur die allerdümmsten Kälber wählen bekanntlich ihren Metzger selber. Das zeigt Trumps Steuerpolitik ebenso sehr wie die Bemühungen der SVP und anderer rechter Kreise, den Staat auf reine Nachtwächterfunktionen zu beschränken, wie ihn Ferdinand Lassalle schon im 19. Jahrhundert definierte. Das neoliberale Konzept von der Selbstverantwortung des Einzelnen, das das wichtige Detail fehlender Chancengleichheit komplett ausblendet und als einzigen ethischen Wert das Recht des Stärkeren anerkennt, will den

Sozialstaat zerstören oder zumindest massiv abbauen. Kommt dann noch – wie in den Vereinigten Staaten – eine Demonstrierung des öffentlichen Bildungssystems hinzu (auch die Bildung regelt, in dieser Lesart, der Markt am besten), wird dieser Prozess noch verstärkt.

In der Schweiz ist die Situation (noch) nicht so schlimm. Das öffentliche Bildungssystem funktioniert einigermaßen, und es gibt in der Schweiz neben rein kommerziellen Medien, die die Menschen mit zwischen Werbung gestreutem medialen Schrott füttern, und den tendenziösen Medien wie *Weltwoche*, BAZ und Co. immerhin noch ein paar journalistisch anspruchsvolle Angebote wie Tages- und Wochenzeitungen oder die Programme von SRF. Doch wird das auch so bleiben?

Die Krise des Printjournalismus

Die mediale Vielfalt der Tageszeitungen nimmt laufend ab oder entwickelt sich zu einer Scheinvielfalt, indem Zeitungen unter verschiedenen Titeln zum Teil identische Inhalte liefern, weil sie aus dem gleichen Verlagshaus stammen. Immer weniger Verlagshäuser beherrschen den Zeitungsmarkt. Christian Müller, ehemaliger Chefredaktor der *Luzerner Neuesten Nachrichten* LNN und Ex-CEO der *Vogt-Schild Mediengruppe* in Solothurn, entwickelt auf der Internetplattform infosperber, hinter der die gemeinnützige *Schweizerische Stiftung zur Förderung unabhängiger Information* SSUI, steht, folgendes Horrorszenario, in-

dem er für den Zeitraum bis ca. 2022 folgende Entwicklungen prognostiziert:

- Die *Tamedia* hat den *TagesAnzeiger* an die NZZ verkauft, weil die *Tamedia* als Geldmaschine funktioniert. Publizistische Ziele seien nicht mehr erkennbar.

- Christoph Blocher hat die *Somedia* in Chur, deren Chef Hanspeter Lebrument mit Blocher bereits über eine redaktionelle Zusammenarbeit ihrer Zeitungen verhandelt, und das *Bieler Tagblatt*, weil dessen Verleger keinen familieninternen Nachfolger habe, käuflich übernommen.

- Peter Wanner leitet die Regionalzeitungen im Aargau, in Solothurn und im Baselland, die *Luzerner Zeitung* mit der ganzen Zentralschweiz als Einzugsgebiet und das *St. Galler Tagblatt*. Das ist bereits kein Szenario mehr, sondern Tatsache: Dass die »Wanner-Medien« und die NZZ Regionalmedien zusammengehen, ist seit Dezember 2017 beschlossene Sache.

- Ringier hat auch den Boulevard-Bereich mit Axel Springer aus Deutschland fusioniert, weil der Konzern sich nach dem Abgang von Frank A. Meyer zum apolitischen Gemischtwarenladen weiterentwickelt habe und alles willkommen heisse, was gut für das Business sei.

Das sei deshalb ein Horrorszenario, sagt Müller, weil es dann nur noch gerade drei Mediengruppen gebe. Komme hinzu, dass Christoph Blocher, Multimilliardär und mittlerweile zehntreichster Schweizer, seine Medien perfekt nach dem Vorbild osteuropäischer Oligarchen betreibe: Es gehe nicht um den Gewinn, es gehe um die politische Macht, um Stimmenfang mit medial inszeniertem Nationalismus und mit gekonnt geförderter Fremdenfeindlichkeit. Propagiert werde eine neoliberale Politik auf allen Ebenen und in allen Bereichen: Sozialabbau, tiefe Unternehmenssteuern, Privatisierung statt Service public. Die NZZ-Gruppe wiederum propagiere in ihren national ausgerichteten Hauptblättern das neoliberale Wirtschaftssystem (Gewinne in die Taschen der Privaten, Verluste zulasten der Steuerzahler). Die unter der Leitung des Juniorpartners Peter Wanner stehenden Regionalzeitungen würden mit Hilfe des SVP-nahen Oberchefredaktors Patrik Müller zu Propagandablättern gegen alles, was links der Mitte sei.

Das Resultat der auch durch die technologische Entwicklung begründeten Krise des Printjournalismus: Die Zeitungen werden dünner, nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ. Immer weniger Redaktoren müssen immer mehr liefern. Das macht

die Berichterstattung zufällig, nimmt ihr die Tiefe und bewirkt, dass alle Medien die gleichen Themen aufgreifen, während andere keine Erwähnung mehr finden. Hatte früher jede Zeitung, die etwas auf sich hielt, ein weltumspannendes Korrespondentennetz, ist dies heute auf ein Minimum geschrumpft oder ganz verschwunden. Waren früher die Tageszeitungen die Cash-Cows der Verlagshäuser, sind sie inzwischen zu Nebenprodukten geworden: Der Inserateteil ist aus den Zeitungen ins Internet auf Plattformen wie *Jobwinner*, *Immostreet*, *tutti.ch* (TA-Media) *jobs.ch*, *AutoScout24*, *ImmoScout 24* (Ringier) etc. abgewandert, die Abozahlen sinken und die Leserinnen und Leser werden an Informationsquellen oft dubioser Art im Internet verloren.

Was dabei auf der Strecke bleibt, sind Erkenntnisse über Hintergründe und Zusammenhänge in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Religion. Wohl gibt es Printmedien wie die *WOZ*, die dagegen zu halten suchen – die haben aber einen wirtschaftlich schweren Stand, wie auch dieses Blatt beweist. Ob ein Crowdfunding-Projekt wie die Internet-Zeitschrift *Republik* längerfristig Erfolg haben wird, muss sich noch weisen.

In dieser Situation nimmt die SRG eine Sonderstellung ein. Da sie dank der Gebührgelder nicht (oder nicht so sehr) auf Werbeeinnahmen angewiesen ist, kann sie sich noch Qualitätsjournalismus leisten. SRF hat ein ausgebautes Korrespondentennetz und bemüht sich um sauberen Informationsjournalismus. Natürlich wird das Programm nicht jedermann und jederfrau gefallen, aber das liegt in der Natur der Sache. Auch lässt sich darüber diskutieren, was alles zum Service-Public-Auftrag der SRG gehört, und auch deren Grösse kann und darf kein Tabu sein. Aber zu behaupten, die Programme der SRG seien linkslastig und deshalb abzuschaffen und die SRG durch so genannte »freie Medien« zu ersetzen, ist eine völlige Verdrehung der Tatsachen. Das wurde von der Bevölkerung am 4. März mit der wuchtigen Ablehnung der No Billag-Initiative offensichtlich erkannt. Werden sämtliche Medien dem freien Markt überlassen, dann werden sie nicht freier, sondern unfreier. Sie sind dann im besten Fall ihren Abonnent*innen, im Normalfall aber einzig den kommerziellen Interessen – ihren Werbekunden – oder ihren Geldgebern verpflichtet. Eine objektive Berichterstattung ist so nicht mehr möglich. ◆



Medien bestimmen unser Denken mit

Milch & Honig



... schicken wir an UMMAH, einen Verein, der jungen Muslimen aus der Region Zürich eine Plattform für den Austausch, die Vernetzung und gegenseitige Unterstützung bietet. Die Organisation hat ihre Mitglieder für die gemeinsame Blutspende im März aufgerufen. Mit dieser Aktion wollen die jungen Muslime der Gesellschaft etwas zurückgeben. »Die Blutspendenaktion wird bereits zum zweiten Mal durchgeführt. Unsere Mitglieder sind motiviert, Gutes zu tun und wissen diesen Beitrag als Teil einer Gesellschaft zu schätzen. Aus diesem Grund hoffen wir, dass wir die Blutspendenaktion jedes halbe Jahr wiederholen und immer mehr Teilnehmer zum Blutspenden animieren können«, sagt Ismail Osman, Eventorganisator von UMMAH, der sich über die bereits zahlreich eingegangenen Anmeldungen freut.

Frösche & Heuschrecken



... senden wir nach Chur an die Adresse von Vitus Huonder. *Adebar*, eine private Stiftung, die unter anderem junge Menschen bei einer ungewollten Schwangerschaft berät, erhält von der Landeskirche zum Entsetzen Huonders einen jährlichen Betrag von 15 000 Franken. Dass die Kirche Abtreibungsberatungen und somit sündige Taten unterstützt, möchte der Bischof aus Chur unterbinden. Deshalb reichte er beim Verwaltungsgericht Graubünden Beschwerde ein, allerdings ohne Erfolg. Huonder lässt sich nicht aufhalten und wendet sich als letzte Massnahme an das Bundesgericht. »Das Bistum Chur erachtet den Gang nach Lausanne als ultima ratio in einer Frage, welche die Religionsfreiheit der katholischen Kirche betrifft«, verkündet das Bistum Chur am 27. Februar in einer Medienmitteilung.



Muslime und ihre rechtliche Anerkennung in der Schweiz ist Thema im Haus der Religionen

Islam in der Schweiz

»La Suisse existe – La Suisse n' existe pas«. So lautet das Motto der von der *Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften SAGW* durchgeführten Veranstaltungsreihe zum »Islam in der Schweiz«. Die Abschlussveranstaltung mit dem Titel »Feststellungen und Empfehlungen zur rechtlichen Anerkennung islamischer Religionsgemeinschaften in der Schweiz« findet am 26. April 2018 im Ber-

ner *Haus der Religionen – Dialog der Kulturen* statt. Die Tagung befasst sich mit der rechtlichen Anerkennung von muslimischen Gemeinschaften in der Schweiz. Basis sind fünf Empfehlungen, die in der Veranstaltung »Der Islam als öffentlich-rechtliche Religionsgemeinschaft in der Schweiz? Eine Debatte zwischen Wissenschaft, Politik und Behörden« formuliert wurden. www.haus-der-religionen.ch



Belkis Osman hält muslimische Seelsorge in Asylzentren gerade für Frauen für erforderlich

Der Bund dreht den Geldhahn zu

Belkis Osman beurteilt das Pilotprojekt muslimische Seelsorge im Zürcher *Bundesasylzentrum Juch* positiv. Es habe sich gezeigt, so die muslimische Seelsorgerin, dass die Präsenz einer muslimischen Seelsorgerin erforderlich sei: Von den 18 Prozent Frauen im Zentrum Juch hätten 34 Prozent das Angebot muslimischer Seelsorge genutzt. Professor Hansjörg Schmid, Leiter des *Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft* an der Uni Freiburg i.Ue., betont laut der Agentur *kath.ch*, bei den Asylsuchenden hätten die Gespräche mit muslimischen Seelsorgern eine spannende Wirkung gehabt, da diese Hoff-

nung und Zuversicht vermitteln konnten. Sie hätten eine Brückenfunktion zwischen Herkunftskultur und schweizerischem Kontext übernommen. Trotz der positiven Ergebnisse dreht das *Staatssekretariat für Migration SEM* nun Ende Juni den Geldhahn zu. Es fehlten die nötigen Finanzen von einer Million. Zudem gehe es nicht an, dass Muslime ihre Seelsorger bezahlt bekämen, während die christlichen Kirchen diese selber finanzieren müssten, so ein SEM-Vertreter. Das Projekt wird nun auf ehrenamtlicher Basis weitergeführt, ob schon der *Interreligiöse Runde Tisch* Zürich Projektperspektiven gesehen hätte.



Silvan Buess in der Hauptrolle des Schauspiels »Der Engel«

Der Engel

Was genau ist ein Engel? Und was ein Mensch? Bei der Theateraufführung von Silja Walters »Der Engel« geht es um eine Flüchtlingsgeschichte der etwas anderen Art. Erzählt wird die Geschichte eines Engels, der das Leid der Flüchtlinge sieht und versucht, ihnen zu helfen. Doch dann überkommt ihn plötzlich noch eine andere Vision von seiner Zeit auf Erden. Indem die Zuschauer mit Flüchtlings- und auch »normalen« Menschenproblemen konfrontiert werden, sollen sie für sich Stel-

lung beziehen. Diese Aufführung stellt die grosse Geschichte der Menschwerdung dar, nimmt gleichzeitig topaktuelle Themen auf und regt zum Nachdenken an. Die Schweizer Autorin Silja Walter, die bis zu ihrem Tod 2011 als Schwester Hedwig im Kloster Fahr lebte, schrieb dieses Theaterstück eigens für das Tourneetheater Theater 58.

Zu sehen am 13. April 2018 in der Offenen Kirche Elisabethen, Basel. Weitere Aufführungstermine siehe unter www.theater58.ch

Stephanie Weiss



Helmut Fischer
Religion ohne Gott?
TVZ-Verlag, Zürich
2017, 118 Seiten

Aus der Kraft der Liebe

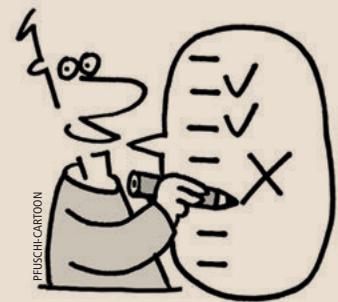
Auf 118 kleinformatischen Seiten erfährt die Leser*in viel Bedenkenswertes zum Thema Religion. In kurzen, kompakten Kapiteln beschreibt der 88-jährige Theologe Helmut Fischer die anthropologischen Gegebenheiten des Menschen, welche zur Bildung von Religion führen, die Rolle der Sprache für das Selbst- und Weltverständnis, die Voraussetzungen und Ausdrucksformen des Religiösen. Im zweiten Teil geht es um die Entwicklung der Religion und des Atheismus im christlichen Abendland.

Hauptthese bildet der Paradigmenwechsel vom subjektivistischen Weltverständnis, in welchem Leben und Sinn des Menschen

ursächlich bei einem göttlichen Subjekt liegen, hin zum funktionalen Weltverständnis, nach dem sich Sinn und Leben des Menschen entlang naturwissenschaftlicher Gesetze entwickelte. Da der Mensch sich in der Lage erfährt, die Welt nach den eigenen Zielen zu gestalten, fällt die Notwendigkeit eines Gottes weg. Statt Gott werden Spezialisten um Hilfe gebeten. Spannend werden die Ausführungen vor allem dort, wo der Autor sein Anliegen zuspitzt, nämlich »wie die Botschaft Jesu in unserem säkularen Kontext eingebracht werden kann und darin artikulierbar bleibt«.

Für Fischer sind die elementaren Sinnfragen jedem Menschen eingeboren. Religion, eben auch Religion ohne Gott, definiert er als Antworten auf diese Fragen. Er regt an, die starre christliche Sprache zu verlassen, die Botschaft Jesu nicht auf den Gottesglauben zu reduzieren, sondern sie als Anregung, »das eigene Leben aus der Kraft der Liebe zu wagen«, weiterzugeben. Das setzt Antwortpotenzial frei für Lebensfragen jedweden weltanschaulichen Hintergrunds. Das sind neue Horizonte.

Thala Linder



► **Theos OffenBar.** Eine Bar, in der man sich offen und unabhängig von Konfession und Religion über Fragen zu Religion, Spiritualität und Theologie austauschen kann. *Theos OffenBar* öffnet seine Tore versuchsweise sechs Mal im ersten Halbjahr 2018, jeweils am 18. des Monats. Paettern Lightup Atelier, Alpenstrasse 13, Zug. www.citykirchезug.ch

► **Friedensweg.** Wie jedes Jahr treffen sich am Ostermontag am Bodensee hunderte von jungen und alten Menschen, denen der Frieden ein besonderes Anliegen ist. Etliche Organisationen aus drei Anrainerländern laden zum grössten Ostermarsch in der Bodensee-Region ein. Ostermontag, 2. April 2018 in Bregenz. bodensee-friedensweg.org

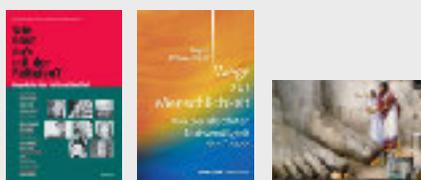
► **Ranfter Retreat.** Das Zentrum RANFT lädt zu einem Herzensgebet-Mantra ein. 15. April 2018 von 11.00 bis 17.00 im Flüeli-Ranft. www.zentrumranft.ch

► **Heimkehren.** Die ghanaisch-US-amerikanische Schriftstellerin Yaa Gyasi beschreibt in ihrem Roman »Heimkehren« mit enormer erzählerischer Kraft Sklavereigeschichten von acht Generationen. Gemeinsame Buchlesung und Diskussion, moderiert von Regula Mader am 25. April 2018 ab 19.00 im Haus der Religionen in Bern. www.haus-der-religionen.ch

► **Weg der Menschenrechte.** Globale Geschäfte – globale Verantwortung: Gemeinsam unterwegs für eine verantwortungsvolle Weltwirtschaft, zum Beispiel durch die Konzernverantwortungsinitiative (KOVI). 28. April 2018, 15.45 bis 22.30 Uhr von Immensee nach Luzern. veranstaltungen@comundo.org, Tel. 058 854 11 43, www.comundo.org

► **Kunst und Religion im Dialog.** Im Rahmen der Ausstellung »Bestandsaufnahme Gurlitt« findet im Kunstmuseum Bern und im Zentrum Paul Klee eine Veranstaltungsreihe statt, die den Dialog zwischen Glaube und Kunst fördert. Bildbetrachtungen vor ausgewählten Werken bieten Raum zum Nachdenken über religiöse Bildinhalte und gesellschaftlich relevante Themen. Religionspädagogin Hanna Kehle tritt am 29. April 2018 um 15.00 Uhr mit Magdalena Schindler vom Kunstmuseum Bern in Dialog. www.kunstmuseumbern.ch

► **Jazz-Vesper.** Psalmen treffen auf modernen Jazz. Die modernen Jazzinterpretationen von John Vioirel gewähren eine neue emotionale Erfahrung von Psalmen. Zu hören am 12. Mai von 17.00 bis 17.45 in der St. Josefskirche in Köniz. www.jazzvesper.info



Ich, der Neuabonnent, bestelle zur regelmässigen Lieferung per Post:

o Jahresabo *aufbruch* (6 Ausgaben) zum Preis von CHF 88

o 2-Jahres-Abo *aufbruch* zum Preis von CHF 160

Name, Vorname

.....

Strasse

.....

PLZ, Ort

.....

E-Mail

.....

Datum, Unterschrift

.....

Ich habe oben stehenden Neuabonnenten gewonnen. Ich bin selber Abonnent des *aufbruch* und bleibe es für mindestens 1 Jahr.

Name, Vorname

.....

Strasse

.....

PLZ, Ort

.....

E-Mail

.....

Datum, Unterschrift

.....

Eine Prämie erhalten nur Abonnenten, die neue Abonnenten gewonnen haben.

Bitte schicken Sie mir als Dankeschön eine Prämie:

o Buch «Wie hast du's mit der Religion?»

o Interkultureller Kalender von IRAS-COTIS

o Buch «Wege zur Menschlichkeit» von Eugen Drewermann.

Bitte senden an:

aufbruch-Aboservice, % Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, 079 628 25 78, abo@aufbruch.ch



Einseitige Zielvorgaben

Zu Mobbing »Wenn Kirchen krank machen«, Nr. 230, S. 6

Wie unterscheiden sich die Angebote der Fachstellen? Wer bedient das sogenannte Arbeitgebermobbing, auch Bossing genannt, das auf vertikaler Chef-Linie von oben nach unten stattfindet? Etwa mit dem Ziel, Kündigungen und Rücktritte zu kostengünstigen Konditionen zu erwirken? Diese Nische besetzt die Fachstelle Mobbing und Belästigung in Zürich und Bern mit einer eigenwilligen Interpretation von Neutralität und Vertrauen, den wesentlichen Bausteinen eines Mediationsverfahrens. Für die Gestaltung eines Workshops werden einseitig Zielvorgaben des Auftraggebers verfolgt, indem hier – aber auch nur hier – latente Bedürfnisse und Erwartungen eruiert werden. Aus meiner Sicht werden Ursachen konsequent ausgeblendet, weil der personalverantwortliche Chef selbst wesentlicher Teil des Problems und Verursacher der Situation ist. Stattdessen wird eine Verschwiegenheitserklärung des Mobbinggeschädigten erwirkt und wiederholt die Kapitulation in Form eines Rücktritts nahegelegt.

Zum fragwürdigen Werkzeug dieser wenig partizipativen Konfliktberatung zählt ausserdem ein umfassender Abschlussbericht, der Tatsachen entsprechend der Vorgaben darstellt – also keineswegs neutral. Dafür umso mehr intentional. Denn spätestens hier wird die Verfänglichkeit deutlich, weil sowohl Mediation als auch Bericht obligatorisch sind für die Einleitung juristischer Schritte in einer arbeitsrechtlichen Auseinandersetzung.

Eingefasst in die Methoden der Fachstelle Mobbing und Belästigung, die sich bei näherer Betrachtung als zweckent-

fremdet erweist, ist die Botschaft, dass Mobbing sich lohnt und wirksam ist. Man muss nur wissen, wie. Aber eben auch nicht ganz billig, wenn der oben genannte Workshop mit 10 000 Franken an kirchlichen Mitteln zu Buche schlägt.

Anonym (Name der Redaktion bekannt)

Opfer alleine gelassen

Frauen sind selbst schuld, wenn sie vergewaltigt werden. Kinder, die in der Schule geplagt werden, müssen lernen sich zu wehren oder gehen, und Herr Martin Zwahlen, »Mobbing-Experte«, bietet bei Mobbing auch diese dürftige Lösung an: »Mobbing-Betroffene (...) können versuchen (...) etwas an (...) ihrer inneren Einstellung zu ändern (...) oder die Stelle zu wechseln.«

Die Menschen, von denen permanent Aggression gegen freiwillig und hauptamtlich Mitarbeitende ausgeht, und die Frage, wie mit ihnen umgegangen wird und umgegangen werden sollte, kommt im Interview nicht zur Sprache. Das entspricht den Aussagen der Fallbeispiele: Wie tritt man notorischen Plagern entgegen? Gar nicht! Sie werden entgegen der katholischen Richtlinien gegen das Mobbing nicht mit ihrem Handeln konfrontiert, nicht zur Rechenschaft gezogen, nicht dazu gebracht ihre Muster zu durchbrechen. »Von ganz oben«, also vom Generalvikar – so hat uns Herr Steindl von der Ombudsstelle gesagt – kommt die Anweisung, aktenkundige Plager zu decken. Statt Zivilcourage zu zeigen und ihren Job zu machen, halten sich die Mitarbeitenden der Ombudsstelle daran, wie die Beispiele im Heft zeigen. Das Schützen von Täterinnen und Tätern zieht sich durch alle Ebenen. Niemand exponiert sich und sagt: nun ist Schluss; nicht Kirchenpfleger, nicht Pfarreiratspräsidenten, nicht die Pastoralassistentin und nicht die Gemeindeglieder, die Bescheid wissen. Es ist einfacher, sich mit dem grössten Bully auf dem Platz zu verbinden als ihm entgegenzutreten. Nur hinter der hohlen Hand wird von problematischem Charakter, von aggressivem Ton, von Zerstörung der Gemeinde geredet. Verzweifelte Mobbing-Opfer bekommen Sätze zu hören wie »mir hat sie ja nichts getan«. Zu jedem Mobbing-Fall gehören auch die willigen Helfer, die die Ämter der Hinausgedrängten übernehmen. Die einzige Lösung, die man kennt ist diese: Irgendwann geht er oder sie schon. Gemeinden nehmen in

Kauf, dass die Plager von Gemeinde zu Gemeinde weitergereicht werden und Unheil anrichten dürfen. »Nie wieder soll so mit Opfern umgegangen werden«, hat die Bischofskonferenz angesichts des sexuellen Missbrauchs in der Kirche versprochen. Doch die Kirche tut es wieder auf allen Ebenen. Sie pervertiert ihr eigenes Anliegen, Menschen mitzunehmen und heil zu machen: Gemeindeglieder werden ins Trauma gemobbt. Sie werden von Verantwortlichen allein gelassen, gedemütigt, ihr Leiden wird verharmlost. Ein Trost für die Opfer ist, dass es Jesus genauso ging: Von Freunden verraten, von Geistlichen preisgegeben. Wer gemobbt wurde, hat ihn auf seiner Seite.

Danke, Herr Simeon, für Ihren Mut und Ihr Engagement!

Anonym (Name der Redaktion bekannt)

Mehrdeutiges Verb

Zu »Gott führt nicht in Versuchung. Schweizer Bischöfe ändern das Unser Vater«, Nr. 229, S. 32

Über diese Bitte habe ich vor vielen Jahren auch einmal selber nachgedacht und habe festgestellt, dass sie einfach nicht zu meinem Gottesbild passen kann. So bin ich auf die Suche gegangen. Dabei entdeckte ich Pinchas Lapide, den berühmten jüdischen Religionswissenschaftler. In seinem Buch: »Er wandelte nicht auf dem Meer« widmet der Autor auch ein Kapitel dem Vaterunser: »Das Vaterunser – ein christliches oder ein jüdisches Gebet?« Er nimmt in diesem Kapitel auch zur Bitte: »Und führe uns nicht in Versuchung« Stellung. Lapide führt dazu aus: »Bei der Rückübersetzung (des Vaterunsers aus dem Deutschen, Verfasser) ins Hebräische stossen wir auf ein Zeitwort: hawé, das vom Verb »kommen« abgeleitet wird und entweder (als Kausativum) »bringen« oder »führen« oder (als Permissivum) »kommen lassen« bedeuten kann, wie es zum Beispiel im jüdischen Abendgebet heisst: »Lass' mich nicht kommen in die Gewalt der Sünde und nicht in

die Gewalt der Schuld noch in die Gewalt der Versuchung ...«, wobei wir selbst in die Versuchung hinein stolpern, ja, ihr oft sogar entgegeneilen und unsere eigene Schwäche uns zu Fall bringt. – Auf dieses Übel in uns reagiert der hebräische Urtext, indem er Gott um die innere Widerstandskraft bittet: »Lass mich nicht straucheln noch der Versuchung zum Opfer fallen: Gib mir den Mut zum Nein-Sagen.«

Ich als gewöhnlicher Katholik benötige keine Kenntnisse eines »theologischen Rahmens«, wie es weiter heisst, wenn ich ein altes jüdisch-christliches Gebet sprechen will, ohne in logische Konflikte zu geraten. Und abgesehen davon: Die Deutsche Bischofskonferenz verfolgt die falsche Spur: Es geht nicht um das Substantiv »Versuchung« als Gegenstand der Fehlübersetzung, sondern um ein Verb mit mehrfacher Bedeutung, was in vielen Sprachen vorkommt. Diese Tatsache, dass ein Verb das Corpus delicti ist, überzeugt mich vollständig.

Prof. Dr. med. Martin Oberholzer-Riss, Basel

Kommentieren Sie die Beiträge auf www.aufbruch.ch



Sagen Sie uns Ihre Meinung – zu exklusiven Beiträgen, die Sie nur auf unserer Webseite finden.

SCHLUSSBLÜTE

» Heilenden Zorn zielgerichtet einsetzen für den Traum Gottes, in dem die Würde aller Menschen mit Respekt und Toleranz verteidigt wird

Pierre Stutz, Autor und spiritueller Begleiter

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)

Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o René Schurte, In der Wässerli 27, 8047 Zürich)

Ehren-Herausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Dr. Stephanie Weiss (Therwil)

Redaktions-Adressen:

Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; **Redaktion Therwil:** Vogesenstrasse 30, 4106 Therwil, E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Judith Albisser (Bern), Celia Gomez (Zürich), Thala Linder (Solothurn), Darius Meier (Zürich), Jacqueline Struab (Luzern); Christian Urech (Zürich);

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: apm Druck, Kleyerstrasse 3, D-64295 Darmstadt

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch, Insertionsschluss nächste Ausgabe: **2. Mai 2018**

Abonnementspreise:

Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) CHF 88.–; Förderabo: CHF 108.–; Kombiabo: CHF 172.–; 2-Jahresabo normal: CHF 160.–; 2-Jahresabo Förder: CHF 200.– Einzelnummer: CHF 12.50. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17861-0
Ausland: Jahresabo € 69.–; Förderabo € 89.–; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75); Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:

aufbruch–Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 25. April 2018
sie erscheint am **17. Mai 2018**

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- Ich abonniere *aufbruch*:
- Jahresabo CHF 88.–
 - Förderabo CHF 108.–
 - 2-Jahresabo normal CHF 160.–
 - 2-Jahresabo Förder CHF 200.–
- Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum: Jahresabonnement CHF 172.– (Studierende CHF 120.–)

Absender: _____

Senden an: *aufbruch*-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr, E-Mail: abo@aufbruch.ch



USA: Auch Lateinlehrer bewaffnen sich gegen Amok an ihren Schulen!